



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Die Mischung als Idee“

Gesellschaftspolitische Utopien im Werk Robert Müllers

Verfasser

Philipp David Köstenberger

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuer:

Priv.-Doz. Mag. Dr. Martin Neubauer

„Bergab sauste ich in die Tropen der Menschheit, in Urzustände der Kräfte, in einen
ökonomischen Großbetrieb des Wachsens und Werdens.“

Robert Müller
Tropen

Für meine Eltern...

Inhaltsverzeichnis

1	EINE EINFÜHRUNG - DER ROBERTMÜLLER	4
2	ROBERT MÜLLER – DER VERSUCH EINER BIOGRAFIE.....	8
2.1	DER TOD ALS EINE ULTIMATIVE KONSEQUENZ UND MOTIV DES VERGESSENS	14
2.2	POLITIK, STAAT UND GESELLSCHAFT (1914-1920)	18
2.2.1	<i>Kriegsbeginn - Kriegseuphorie und die Lust am Imperialismus</i>	<i>20</i>
2.2.1.1	Germanisierung als kulturimperialistische Utopie.....	23
2.2.2	<i>Der Krieg als Mythos</i>	<i>31</i>
2.2.3	<i>Der Krieg als Aufklärer der Utopie</i>	<i>39</i>
2.2.4	<i>Nach dem Krieg - Eine Neuorientierung.....</i>	<i>41</i>
2.2.4.1	Müller und Österreich - Eine Analogie des Rests.....	43
2.2.4.2	Monarchie als Anachronismus und gefallenes Symbol	46
2.2.4.3	Kriegsende - Das Progressive liegt in der Regression	49
3	DER LINKE RECHTE – ZU ROBERT MÜLLERS FASCHISTISCHEN TENDENZEN	51
3.1	ANTISEMITISMUS ALS SYMPTOM.....	56
3.2	DIE RASSE ALS ANTHROPOLOGISCHES UND METAPHYSISCHES KONZEPT	62
3.2.1	<i>Die Rasse als gesellschaftlicher Diskurs um 1900.....</i>	<i>65</i>
3.2.2	<i>Exkurs: Eugenik in Österreich</i>	<i>68</i>
4	DER NEUE MENSCH ALS WIEDERGÄNGER DER GESCHICHTE	73
4.1	DER NEUE MENSCH IST WIRKUNG.....	76
4.1.1.1	Exkurs: Der Kolonialmensch.....	77
4.1.1.2	Der Neue Mensch in Robert Müllers <i>Tropen</i>	80
4.1.1.3	Retournons à la nature	84
4.1.1.3.1	Kulturpessimismus und die Stadt als oppositioneller Topos gegenüber dem Dschungel	88
4.1.1.4	Der Neue Mensch – Ein Ausblick.....	91
5	KÖRPERDISKURSE – DER KÖRPER ALS PLASTISCHE AUSFORMUNG DER RASSE	92
6	EXKURS: DER EDLE WILDE	96
6.1	KARL MAY UND DER PROTOTYP DES NEUEN MENSCHEN.....	103
7	SCHLUSSFOLGERUNG	107
8	LITERATURVERZEICHNIS	111
8.1	PRIMÄRLITERATUR.....	111
8.2	SEKUNDÄRLITERATUR	115
9	ANHANG	118
9.1	ABSTRACT	118
9.2	LEBENS LAUF.....	120

1 EINE EINFÜHRUNG - DER ROBERTMÜLLER

Eine genaue Beschreibung dieses stark angegriffenen Tieres zu geben ist dadurch erschwert, daß es seinen Standpunkt sehr oft wechselt und selber nicht immer genau weiß, wo es steht. Um genau zu sein, sei hervorgehoben, daß es aber immer sein eigener Standpunkt ist, den es wechselt. Er ist ein amerikanisch präparierter Windhund mit Flügeln, fliegt und läuft im Zickzack und ist unverfolglic. Ähnlich der keltischen Schawblüte, die auf kymbrischen Gespensterschäften wächst und ihren Geruch über Nacht ändert, ist unser Tier schwer festzustellen. Manche sagen, er sei gar kein Tier, sondern sein eigener Trick; andere wieder, er sei ein Abstämmeling des Jenses, nur seien seine Vorderpfoten nicht zum Greifen eingerichtet, sondern mit einer metaphysischen Spannung überzogen, welche den Robertmüller befähigt, im letzten Augenblick immer in die Luft zu fliegen oder in die Zukunft. Die Zoologen streiten noch, ob diese Verkümmernng der Vorderpfoten ein Vorzug oder eine Schwäche unseres Tieres sei.¹

Hermann Hesse schätzte ihn, Karl Kraus verachtete ihn. Für den einen war er ein Mann mit einer „bildsam feinfühligen Sprache“ und einem „ungestümen intellektuellen Temperament“², für den anderen schlichtweg ein *Sekkier*³. Glaubt man Alfred Döblin, sei er ein „blendender Sager“⁴, und Robert Musil sagte ihm eine immerzu währende Progressivität nach, denn „er liebte das Verweilen nicht“⁵, stattdessen dachte er „immerzu, aber er dachte niemals nach, weil ihm das «Nach-», das Hinterdreindenken, während die Welt davonrast, wie ein dummer Verlust vorkam“⁶. Robert Müller anhand spezifischer Merkmale innerhalb seiner kultur- und gesellschaftspolitischen Thesen fassen zu wollen würde bedeuten, Müller nicht verstanden zu haben. Sobald man meint, den Kern Müllers Thesen ausfindig gemacht zu haben, wird man schon im nächsten Moment postwendend dieser Illusion beraubt. Was zunächst noch als folgerichtig und legitim erscheint, verkommt im nächsten Moment zur anachronistischen Antithese. Müllers Theorien sind dynamisch und folgen keinen vorgefertigten Bahnen, sondern befinden sich stets in einem Prozess der gegenseitigen Ausdifferenzierungen, was wiederum zur Folge hat, dass Thesen bereits im Augenblick ihrer Artikulierung Gefahr laufen, von Müller selbst wieder verworfen und widerlegt zu werden. Wer diesbezüglich nach reflektierender Selbstkritik sucht, wird bei Müller nicht fündig werden. Einzelne Thesen und ganze Theorien werden unkommentiert fallen gelassen, ohne auch nur ansatzweise nach einer

¹ Blei, Franz: Das Grosse Bestiarium der Literatur. In: Berlin: 1924. S. 49-50. Zitiert nach: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. Studien zum literarischen Werk Robert Müllers. (1887-1924). Mit zeitgenössischen Rezeptionsdokumenten und einer Bibliographie. Paderborn: Igel ²1989. (Literatur- und Medienwissenschaft 1). S.273.

² Hesse, Hermann: Schöne neue Bücher. In: März. Eine Wochenschrift 10, 2. Band, April – Juni, Berlin –1916, S. 259f. Zitiert nach: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. S.280.

³ Vgl. Kraus, Karl: Notizen. In: Die Fackel. Nr. 426-430. Juni. (1916). S.43. Hier spricht Karl Kraus davon, man solle ihn mit Müller bitte „nicht mehr sekkieren“.

⁴ Döblin, Alfred: Der Knabe bläst ins Wunderhorn. In: Die Neue Rundschau 31, Band 1, Berlin 1920. S.759-769, Hier S.762f. In: Döblin, Alfred, Schriften zur Politik und Gesellschaft, herausgegeben von Heinz Graber, Olten 1972, S.139, dort S.143. Zitiert nach: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. S.289.

⁵ Musil, Robert: Robert Müller. In: Robert Musil. Gesammelte Werke. Frisé, Adolf (Hg). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt ²1981 (Essays und Reden. 8). S.1132.

⁶ Ebd. S.1133.

Rechtfertigung dafür zu suchen. Der Fortschritt, das Neue, das Progressive, das Vorausdenken ist wichtiger. Robert Musil bescheinigt seinem Denken immer „in irgendeiner Einzelheit voraus“ zu sein, demnach würde auch immer „eine merkwürdige Mischung von Utopischem und bloß für utopisch Geltendem in ihm“⁷ liegen. Müller selbst zeigt dabei keinerlei Scheu sich bloßzustellen. Thesen, die er zuvor noch in beeindruckender Bedingungslosigkeit und in der Omnipotenz ihrer scheinbaren Gültigkeit verteidigt, werden schon im nächsten Moment ohne Weiteres ins Gegenteil verkehrt und revidiert. Müller fördert die Gegensätze; mehr noch, er fordert sie. Die *Tat* ist es, die im Mittelpunkt seiner aktivistischen Bestrebungen steht. Das gesellschaftspolitische Umsetzen seiner Gedankenexperimente ist dabei Müllers oberste Prämisse. Diese Gedanken lassen sich jedoch nur schwer entwirren, da sie zum einen nicht nur utopisch sind, sondern zum anderen verschiedenste disparate Theorien und Disziplinen der Wissenschaft miteinander verbinden und darüber hinaus diese gleichzeitig auch auf eine Metaebene hieven, wo sie schlussendlich in einem übergeordneten Begriff amalgamieren: dem Aktivismus. Dort, wo Rasse mehr als bloße Genetik, der Neue Mensch mehr als einfach nur Wunsch, der Germane nicht nur Kult, sondern Kultur ist, und wo der Begriff ‚Imperialismus‘ nicht dem faden Beigeschmack geistloser Herrschaftsphantasien entspricht, fängt Müllers Aktivismus an. Seine Utopien sind Widerspruch und Synthese zugleich, indem sie (zeit-)geistigen Strömungen entspringen, zugleich sich jedoch auch von diesen abstoßen. Jedes Wort ist dabei stets eines: Politik.

Günter Helmes, der mit seiner im Igel Verlag herausgegebenen Dissertation *Robert Müller. Themen und Tendenzen seiner publizistischen Schriften* zum ersten Mal versuchte, das Gesamtwerk in Essay und Prosa umfassend zu deuten, spricht im Falle Müllers von einem „schreibende[n] Politiker“⁸. Helmes verweist in diesem Zusammenhang auf die Tatsache, dass selbst in der Prosa Müllers stets der Duktus seiner Essays zu spüren wäre.⁹ Dies lässt sich insbesondere in seinem wohl bedeutendsten Roman *Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs* (1915) beobachten. Müller sieht sich als Vordenker einer Gesellschaft, die sich im Laufe seiner Theoriegenese ständig selbst hinterfragt und als ein dynamisches System fortlaufend neu generiert. Bestimmte Paradigmen bleiben jedoch stets bestehen. Zunächst sind Müllers Thesen immer als unmittelbare Diagnose zeitgenössischer Diskurse zu verstehen. Rasse, Kultur und Geist sind für ihn äquivalente Elemente, aus denen sich die ideale Gesellschaft zusammensetzen soll. Dort, wo der

⁷ Ebd.

⁸ Helmes, Günter: Robert Müller. Themen und Tendenzen seiner publizistischen Schriften. Mit Exkursen zur Biografie und zur Interpretation der fiktionalen Texte. Hamburg: Igel 2011. S.2.

⁹ Vgl. ebd.

Rassentheoretiker (nicht Hygieniker!) auf den Kulturpessimisten und den Denker im Sinne einer rousseauschen-nietzscheschen Anthropologie stößt, sind Müllers Theorien einer Gesellschaftspolitik, welche sich als eine „Mischung als Idee“¹⁰ manifestiert, zu verorten. Müller erzählt von den „Tropen“¹¹, davon, wie es sein kann, wenn der Mensch sich erst wieder seiner eigenen Natur bewusst wird, wenn die moderne Gesellschaft erkennt, dass der eingeschlagene Weg nicht der richtige ist. Der Mensch muss sich wieder zurückbesinnen, um vorwärtszukommen. Regression im Sinne progressiver Ziele ist in Müllers Gedankenwelt kein Widerspruch, sondern schlichtweg Bedingung. Sein politisches Konzept sieht dabei keine Endgültigkeit vor. Ob Monarchie, Demokratie oder der Bolschewismus; Müller bekleidet seine gesellschaftskritischen Thesen immer wieder mit neuen politischen Systemen. Seine Art und Weise, sich Gesellschaftspolitik in Essay und Prosa zu vergegenwärtigen, ist dabei mehr als nur zeitgeschichtlich bedingt und hat den unbedingten Anspruch, immer den Schritt voraus zu denken. Der Gedanke ist somit im Moment seines Verharrens stets schon wieder Anachronismus, da er fortwährend weiter, anders, besser gedacht werden kann. Dieses Credo heftet sich Müller mit äußerster Hingabe auf seine Fahne, indem er sich dem Aktivismus verpflichtet. Der Weg vom Papier zur Tat ist im Sinne der aktivistischen Auffassung geradezu Dogma. Dieses Selbstbekenntnis zur Tat ist es auch, das Müller am 27. August 1924 in den Suizid treibt. „Der Schriftsteller Robert Müller hat vor einigen Tagen in Wien durch Selbstmord geendet“¹², schreibt sein Freund Robert Musil am 3. September 1924 und hat damit nur bedingt Recht. Der Schriftsteller mag in seiner Physis nicht mehr existent sein, doch sein Geist lebt weiter, bis heute. Obwohl am Ende auch Musil das untröstliche Fazit eines „doppelt versuchten Lebens“¹³ zieht, ist Müller heute mehr denn je im Fokus einer literaturwissenschaftlichen Forschung gerückt, oder um es mit Müller selbst zu sagen: „Der Dichter ist tot - es lebe der Dichter.“¹⁴

Müllers Utopien einer Gesellschaft, die in diversen Ausprägungen oftmals die Handschrift späterer totalitärer Regime tragen, wirken vor allem aus der Position einer nachgeborenen Generation verstörend und dabei nicht selten als ein vermeintlich unmissverständliches Bekenntnis zum Faschismus. Ähnliches gilt dabei auch für Müllers Auffassung von Rasse und den damit verbundenen Diskursen, welche in ihrer Radikalität und

¹⁰ Müller, Robert. Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller. Gesammelte Essays. Mit einem Nachwort von Hans Heinz Hahnl. Hamburg: Igel ²2011. (Robert Müller. Werkausgabe 11). S.29.

¹¹ Müller, Robert: Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs. Hg. von Günter Helmes. Hamburg: Igel ³2010. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 1). S.11. „Tropen im Blute“.

¹² Musil, Robert: Robert Müller. In: R.M. Gesammelte Werke. S.1131.

¹³ Ebd. S.1137.

¹⁴ Müller, Robert: Europäische Wege. Im Kampf um den Typus. In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.284.

Terminologie an jene der Nationalsozialisten erinnern lassen. Der ständig - mitunter auch akut repressiv - vorhandene Antisemitismus in Müllers Schriften scheint diesbezüglich nur das logische Tüpfelchen auf dem i zu sein. Allzu schnell könnte man zur überhasteten Schlussfolgerung kommen, bei Müller würde es sich um einen Vordenker oder gar Wegbereiter des Faschismus handeln. In der Tat wirken bestimmte Passagen und Aussagen, vor allem wenn man diese isoliert von Müllers tatsächlicher, übergeordneter Idee einer zukünftigen idealen Gesellschaft betrachtet, in der Vehemenz ihrer Forderung nach Realisierung befremdlich und gleichzeitig abstoßend. Jedoch ist es ein Leichtes, sich den tiefergehenden Motiven Müllers zu verschließen und dabei nur den faschistoiden Rassen-theoretiker sehen zu wollen. Nicht verschwiegen darf indes natürlich die Tatsache bleiben, dass Müller an so mancher Stelle in der Intensität seiner Forderungen den Bogen des Vertretbaren eindeutig zu überspannen scheint, sei es nun aus Gründen einer gewissen Ethik oder rein durch die Absurdität der Forderungen selbst. Erschwerend kommt dabei hinzu, dass diese sich allzu oft widersprechen. Doch Widerspruch meint bei Müller nie einen sich gegenseitig ausschließenden Prozess, sondern eine Form des Weiterdenkens. Altes wird fallengelassen und Neuem dabei Platz gemacht, nur um schlussendlich das Alte erneut wiederum aufzugreifen. Der Widerspruch wird dann logisch, wenn sich die Utopie als Ausdruck progressiver Realität immer wieder neu generiert. Am Ende dieses scheinbar ewig sich zyklisch vorantreibenden Prozesses steht eine Gesellschaft, die in ihrer Ganzheit in einem besonderen Paradigma stetig bleibt: der „Mischung als Idee“.

2 ROBERT MÜLLER – DER VERSUCH EINER BIOGRAFIE

Biografien sind zum einen hochwirksames Instrument sich, bestimmter vermeintlich relevanter Personen zu erinnern, andererseits befinden sie sich aber auch immer in einer Abhängigkeitsposition gegenüber den Quellen, vor allem was deren Authentizität angeht. Die Gefahr, dass die Biographie eines Menschen sich als bloße Ansammlung banaler Anekdoten herausstellt, ist stets vorhanden. Vermeintliche Spuren in die Vergangenheit führen nur allzu oft in Sackgassen, angeblich wahre Begebenheiten verkommen zum Gerücht und letztendlich zum Mythos. Widersprüche zwischen Leben und Wirken lassen sich durch die Biografie einerseits aufdröseln, andererseits steht sie dieser Unvereinbarkeit auch oftmals bekräftigend gegenüber. Die Biografie eines Menschen ist immer auch unmittelbar mit der Deutung der jeweiligen Handlungsweisen dieser Person verknüpft. Nicht anders verhält es sich in der Literatur, sofern nicht textimmanent gearbeitet wird. Die Biografie kann, muss aber nicht helfen Literatur zu verstehen, zu deuten, Texte hermeneutisch zu entschlüsseln und sie durch eine kontext-bezogene Brille zu lesen. Erst durch das Fremdverstehen, das Erfahren und Analysieren einer Lebensgeschichte im zeithistorischen, gesellschaftlichen, kulturellen sowie ökonomischen Kontext ist es uns möglich, einen annähernd immanenten Blick in die Gedankenwelt des Autors zu erhaschen. Voraussetzung dafür ist natürlich der Umstand, dass die überlieferten Zeugnisse auch tatsächlich dem realen Leben des Biografierten entsprechen. In diesem Zusammenhang ist Müllers Biografie eine besondere, da sie uns nicht lückenlos an Robert Müller, dem Autor, Aktivisten und Menschen teilhaben lässt. Die Biografie gibt zunächst lediglich bruchstückhaft frei, wer Müller tatsächlich gewesen sein muss. Eine Vervollständigung des unvollendeten Bildes wagt sie nicht, insofern man dies überhaupt von einer Biografie erwarten kann und darf. Wir müssen also von einem biografischen Schlüssellochblick ausgehen, quasi einem biografischen Abriss. Stattdessen sind wir gezwungen die Person Robert Müller durch sein publizistisches Werk zu erschließen. In erster Linie ist eine biografische Annäherung dahingehend relevant, dass eine Untersuchung müllerscher Texte zugleich auch eine Analyse der Person Müller selbst meint und umgekehrt. Selten ist die Verquickung von Biografie und Werk von solch elementarer Bedeutung wie in diesem Fall. Müllers Programmatik im Zuge seiner Auffassung des Aktivismus ist mehr als bloßes Statement, es ist die vollkommene Hingabe und Aufgabe in der Sache selbst.

Schenkt man dem *Österreichischen Biographischen Lexikon 1815-1950* Glauben, so lebte Robert Müller als Sohn eines Kaufmannes von 21.10.1887 bis 27.08.1924 in Wien. Über seine Kindheit und Jugend schweigen sich die Biografen kollektiv aus, die Biografie setzt erst

wieder ein, als er sich 1907 für sein Studium der Germanistik und der klassischen romanischen Philologie einschrieb.¹⁵ Nach Günter Helmes darf der Lebensabschnitt zwischen 1909 und 1911, neben jenen der Kindheit und Jugend, als ein weiterer weißer Fleck auf der biografischen Landkarte Robert Müllers betrachtet werden.¹⁶ Teils hanebüchene Geschichten ranken sich um diese zwei Jahre, wobei einige davon sich gleichwohl in der Forschung als wahr herausstellten.¹⁷ Das *Österreichische Biographische Lexikon* geht zumindest davon aus, dass Müller sich zu dieser Zeit mit - gelinde gesagt - mehr als abenteuerlichen und zuweilen auch absurden Beschäftigungen über Wasser zu halten versuchte. So soll Müller in diesen Jahren zwischen 1909 und 1911 sein Leben in Amerika zugebracht haben, wo er sich unter anderem als Zeitungsverkäufer, Cowboy, Reporter, Matrose und Steward über Wasser zu halten versuchte.¹⁸ Günter Helmes sieht in diesen zwei Jahren eine Zäsur im Leben Robert Müllers, indem er konstatiert, dass sich die Jahre zwischen 1909 und 1911 wie ein undurchsichtiger Schleier über die Biografie von Müller legen würden. Für Helmes liegen diese beiden Jahre somit „im Dunkeln“¹⁹. Er stellt dabei Werner J. Schweigers Ergebnisse bezüglich der Biografie Müllers in Frage, welche sich den Ausführungen des *Österreichischen Biographischen Lexikons 1815-1950* anschließen, wonach Müller vor allem das Bild eines, wie es Helmes ziemlich treffend formuliert, „Hans Dampf in allen Gassen“²⁰ wiederzugeben versucht. Günter Helmes legt sogar noch nach und bezichtigt Müller dabei einen gewissen Hang zur Selbstinszenierung, sodass dieser Lebensabschnitt in gewissermaßen zum Mythos stilisiert wird. Noch im selben Atemzug stellt er jedoch ebenfalls klar, dass diese vermeintlichen Tatsachenberichte, erscheinen sie noch so abstrus, von ihm weder belegt und widerlegt werden können. Helmes begründet seine skeptische Haltung gegenüber Müllers Lebensgeschichte mit Müller selbst.²¹ So untermauert dieser seine Hypothese, wonach Robert Müller sich selbst am liebsten als Tausendsassa und Allerweltskerl sah, mit einer Anrede aus Robert Müllers *Frontleute* (1916): „Du kennst mich als Sportsmann, hältst mich für unternehmungslustig, abenteuerlich und bunt. Ob ich es bin, will ich dahingestellt sein

¹⁵ Müller Robert. Schriftsteller. In: ÖBL 1815-1950, Bd. 6 (Lfg 30, 1975), S. 426. Oder: <http://www.biographien.ac.at> (07.12.2012.).

¹⁶ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.5.

¹⁷ Vgl. Heckner, Stephanie: Die Tropen als Tropus. Zur Dichtungstheorie Robert Müllers. Wien/Köln: Böhlau 1991. (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 21). S. 19-30. Heckner konnte nachweisen, dass Müller tatsächlich in Amerika war, dies beweisen Briefe an die Familie, die überliefert sind. Weniger sicher lässt sich dabei die Frage beantworten, welcher Profession Müller in dieser Zeit nachging. Man kann davon ausgehen, dass er tatsächlich als Reporter arbeitete. Auch, dass er sich als Steward auf einem Schiff eine Zeit lang durchschlug, darf angenommen werden, schenkt man einer Andeutung im Nachruf Robert Musils an Müller Glauben. Hierzu vgl.: Musil, Robert: Robert Müller. In: R.M. Gesammelte Werke. S.1136.

¹⁸ Müller Robert. Schriftsteller. In: ÖBL 1815-1950. S. 426. Oder: <http://www.biographien.ac.at>. (07.12.2012).

¹⁹ Helmes: Themen und Tendenzen. S.5.

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. ebd.

lassen.“²²

Mit am ausführlichsten beschäftigt sich die Germanistin und Philosophin Stephanie Heckner mit der undurchsichtigen Biographie Müllers. Auch aufgrund der lang verborgen gebliebenen Nachlässe - wie den Briefen aus Amerika - vermochte es die Forschung kaum bisher eindringlicher in die Materie Müller einzutauchen. Heckner dagegen gelang es zum ersten Mal ein etwas klareres Bild jenes Mannes zu zeichnen, für den die Forschung bis dato mehr anekdotische Geschichten zu erzählen wusste denn Fakten. Doch auch Heckner vermag den undurchsichtigen Schleier, der sich über Müllers Kindheit und Jugend stülpt, nicht zu vertreiben. Dennoch lässt sich dank ihrer Forschungen, die sich vor allem aus zahlreichen Briefwechseln zwischen Müller und seiner Familie, Freunden, Weggefährten und Zeitgenossen speisen, nun zumindest ein weniger schemenhaftes Bild zeichnen, dessen grobe Konturen bisher einer rudimentären Ungenauigkeit und vagen Vorstellungen unterlegen waren. Heckner gelang es, mittels der überlieferten Briefe einen Entwurf der Person Müller zu skizzieren, der vieles widerlegt, was die Literaturforschung bisher oft als bloße Räubergeschichten eines selbstverliebten Egomane abgetan hatte. So konnte Heckner auch jenes Mysterium, welches sich um die ominösen Jahre zwischen 1909 und 1911 rang, lösen. Die Gründe für das Fehlen sämtlicher Zeugnisse über Müller in Österreich innerhalb dieser zwei Jahre sind so banal wie logisch. Müller war tatsächlich in Amerika gewesen. Dies beweisen Briefe, welche erst mit Heckners Monografie *Die Tropen als Tropus* aus dem Privatbesitz des Neffen Peter Müller an die Öffentlichkeit kamen. Bis 1991 galten sie als nicht existent. Zum allerersten Mal ermöglichten uns diese Briefe ein wenig hinter die ansonsten so undurchsichtige Fassade des Menschen Robert Müller zu lugen. Durch diese unmittelbare Seelenschau ergaben sich vollkommen neue Interpretationsmöglichkeiten seiner Programmatik. Heckner weist nach, dass Müller während seiner Zeit in New York unter Friedrich Emmert, dem Chefredakteur des *New York German Heorld* und Ehemann seiner Tante Lotte Herzfeld, tatsächlich als Redakteur tätig war. Glücklicherweise wurde er damit jedoch nicht, das zeigen Briefe an die Familie. Erst 1996 wurden die Briefe in der Werkausgabe *Robert Müller* im Band *Briefe und Verstreutes* überhaupt zum ersten Mal einer literarisch interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dieser Umstand schien vor allem rechtliche Gründe zu haben. Deshalb blieben Heckners Ausführungen zunächst die einzigen veröffentlichten Zeugnisse dieser Art. Der erste erhaltene Brief Müllers aus New York an die

²² Müller, Robert: Frontleute. In: Die Schaubühne 12, Bd.1. 1916. S.402. Zitiert nach: Helmes: Themen und Tendenzen. S.5.

Familie darf laut Stephanie Heckner auf Mitte Dezember 1909 datiert werden.²³ In Müllers erstem Brief aus New York tritt uns ein junger Mann entgegen, der nicht viel mit jenem Müller gemein zu haben scheint, den wir ihn aus diversen Publikationen her kennen. Anstatt eines souveränen und selbstbewussten jungen Mannes tritt uns ein verunsicherter, geradezu melancholischer Mensch entgegen: „Es schneit. Kräftig, aber viel hab ich nicht davon. Ich denke Euch jetzt alle beisammen, ich selbst weiß noch nicht, was ich am heiligen Abend mache [...]. Hier ist übrigens nicht so viel los. Es gibt nur 1 freien Tag.“²⁴ Das sind die Zeilen eines 22-jährigen jungen Mannes, der sich offensichtlich in einer Welt wiederfindet, abgenabelt von Heim und Familie, fernab von Europa, in einem Land, das ihm absolut ausdruckslos und fremdartig gegenübersteht. Man könnte meinen es schreibt ein Mann, der seine verloren gegangene Heimatstadt vermisst, obwohl dieser sich später noch an ein Wien erinnern sollte, welches in ihm weniger positive Assoziationen auslöst. So spricht er 1916 von einem Wien, welches zwar durchaus schön sei, jedoch „bei allem Humor fade“²⁵. „Und wenn Berlin gegenwärtig die wichtigste, so ist Wien immer die merkwürdigste Stadt Europas“²⁶, so Müller weiter. Wien wurde ihm später schlussendlich ähnlich fremd, wie es Jahre zuvor New York gewesen war. Der Aufenthalt in New York ist dabei weit mehr als ein bloßes Abenteuer. New York als Schmelztiegel der Kulturen wird zum Paradigma späterer müllerscher Theorie. Hier offenbart sich zum ersten Mal, was sich später in Müllers theoretischen Gesellschaftsutopien als Quintessenz manifestiert: die „Mischung als Idee“.

Heckner fügte der Müllerforschung zum ersten Mal den Aspekt der Familie hinzu und fand dabei heraus, dass vor allem die Beziehung zu seiner Mutter Erna und seinem Bruder Erwin, mit dem er unter anderem auch in Projekten wie der *Katakombe*, der *Literatia* oder in Zeitschriften wie der *Neuen Wirtschaft* zusammenarbeitete, eine ganz besondere gewesen sein muss.²⁷ Dagegen dürfte die Bindung zu seinem Vater Gustav Müller keine allzu innige gewesen sein, was auch daran liegen mag, dass sich dieser, so zumindest lassen die Briefe aus New York vermuten, oft geschäftlich auf Reisen befand und somit eine tiefergehende Vater-

²³ Vgl. Heckner: Die Tropen als Tropus. S.22-31.

²⁴ Müller, Robert: Brief vom Dezember 1919 [sic!] an die Familie. In: Reichmann, Eva (Hg.): Robert Müller. Briefe und Verstreutes. Mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz. Hamburg: Igel 2010. (Robert Müller Werkausgabe 13). S.13. Der Werkausgabe nach datiert der erste erhaltene Briefes aus New York aus dem Jahre 1919, was logischerweise nicht sein kann, da Müller sich nachweislich zu dieser Zeit nicht in New York aufhielt. Daher ist von einem Druckfehler auszugehen. Hinzu kommt, dass Stephanie Heckner ebenfalls davon berichtet, dass besagter Brief dem Dezember im Jahre 1909 zuzuordnen ist. Hierzu vgl. Heckner: Tropen als Tropus. S.27.

²⁵ Müller, Robert: Österreich und der Mensch. Eine Mythik des Donau-Alpenmenschen. In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.171.

²⁶ Ebd.

²⁷ Vgl. Heckner: Die Tropen als Tropus. S.24.

Sohn Beziehung gar nicht erst entstehen konnte.²⁸ Die Mutter Erna hingegen scheint Dreh- und Angelpunkt für Müllers Verständnis familiärer Geborgenheit gewesen zu sein. Heckner ortet sogar erotische Spannungen zwischen Mutter und Sohn. Müller stilisiert seine Mutter Erna zu einem geradezu erhabenen, ja anbetungswürdigen Wesen, indem er in einer Art und Weise von ihr schreibt, wie es nur ein Liebender über seine Geliebte tun würde.²⁹ Heckner verweist diesbezüglich vor allem auf jenen Brief vom 29 Juni 1910, den der Sohn aus New York seiner Mutter schreibt:

Ich sehe dich liebe Mama, liebe, wie Du an Abenden die Straße herauf kommst. Immer mit dem ein wenig ehrgeizig echauffierten Tempo, das den schwierigen Teil der Partie gern schon überwunden haben möchte, um schleunigst zum Genusse der siegreichen Strapaze zu kommen. Hm, kenne ich dich? Du trägst einen roten Sonnenschirm, gegen die blendende Abendglut, seitlich ein wenig über dem Waldesrand. Davon liegt ein roter, stets ein roter Hauch auf Deiner Stirne, unter Deinen leidenschaftlich blonden Haaren, die immer auf Abenteuern sind - - Extravaganzen haben in Farben und anderen Einfällen, z.B. sich im Nacken zu kräuseln oder wie blonde Wimpern über die Schläfe lungern, so rechte liebe leichtsinnige Haare. [...] Sicher trägst Du auch eine sehr weit am Halse ausgeschnittene Bluse, die Dich so demonstrativ frei macht.³⁰

Ständig erkundigt sich der junge Müller bezüglich des Wohlergehens seiner Mutter und bekräftigt immer wieder ihre nahezu makellose Erscheinung und ihr gütiges Gemüt. Dabei erinnern Müllers Ausführungen frappierend an ein Marienbildnis. So schreibt Müller aus New York an seinen Bruder Erwin am 26.05.1910: „Wie geht es Mama wie sieht sie aus, und sie sie noch jung und froh? Sie ist ja so ein wundervoller Mensch – wenn sich auch die unbequemste Mutter ist, die man sich denken kann, denn sie ist zuviel Mutter.“³¹

New York erweist sich als präfiguriertes Symbol und prototypisches Muster einer multinationalen Gesellschaft, wie sie später auch in Müllers Konzepten vorkommt. Wie Heckner also beweisen konnte, ist Müller bereits früh in seinem Leben Kosmopolit. Die Schauplätze seiner Prosa mögen zwar oftmals exotische sein, sind jedoch mehr als Metaphern und Analogien seiner eigenen Vorstellungen anthropologischer Konzepte sowie Idealen einer Gesellschaftskultur zu verstehen. Rückschlüsse auf biografische Referenzen, wonach vermutet werden könnte, dass Müller diese exotischen Orte auch persönlich aufgesucht hätte, dürfen mehr als nur angezweifelt werden³², auch wenn seine zeitgenössischen Gefährten wie Arthur Ernst Rutra nur allzu gern am Bild des Abenteurers festhielten.³³ Diese Konzeption

²⁸ Vgl. ebd. S.23.

²⁹ Vgl. ebd.

³⁰ Müller, Robert: Brief vom 29. Juni 1910 an Erna Müller. In: Reichmann (Hg.): Briefe und Verstreutes. S.27-28.

³¹ Müller, Robert: Brief vom 26.Mai.1910 an Erwin Müller. In: Reichmann (Hg.): Briefe und Verstreutes. S.26.

³² Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.6.

³³ Vgl. Rutra, Arthur Ernst: Zum Andenken an Robert Müller. Pionier und Kamerad. In: die Literarische Welt, Nr. 34, 26.9.1927. S.1. Zitiert nach: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. S.316, S.318. In diesen Nachruf versucht Rutra nicht nur an Müller dem Aktivisten zu erinnern, sondern vor allem Müller dem Abenteurer und Vagabunden. Er spricht hier von Reisen nach Westindien, wo sich Müller „nach

wird vor allem in Müllers bedeutendsten Roman *Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingeneurs* schlagend, in dem sich die Tropen vor allem als ein metaphysisches, anthropologisches Konzept und nicht in erster Linie als geographisch existenter Ort darstellen.

1912 verbessert sich die Faktenlage rund um Robert Müller wieder, was vor allem daran liegt, dass dieser nun auch literarisch und journalistisch in Erscheinung tritt. Die Wandlung vom *Vagabunden* hin zum wichtigsten Vertreter des literarischen Aktivismus in Österreich fand 1912 seinen Anfang. Zu dieser Zeit sah sich Müller bereits inmitten einer Elite der expressionistischen Publizistik vertreten. In seinem Portfolio fanden sich bereits früh sämtliche relevanten expressionistischen Zeitschriften jener Zeit wieder, war er doch in allen gegenwärtig wichtigen Journalen als Mitarbeiter eingebunden. Darunter befanden sich *Der Ruf*, *Der Brenner*, *Saturn*, *Anbruch* und *Daimon*. Bis 1914 sollte er nun unter anderem als Leiter des *Akademischen Verbandes für Literatur und Musik* in Wien tätig sein, um darauffolgend die Leitung der *Belgrader Nachrichten* (1916/1917), sowie 1918 die *Österreichisch-ungarische Finanzpresse* und *Die neue Wirtschaft* zu übernehmen.³⁴ Im Jahr darauf wurde er schließlich Leiter seines eigenen Verlages³⁵, wo er aber aufgrund interner Querelen am 10. August 1923 ausscheiden musste.³⁶

1924 erschießt sich Robert Müller in Wien. Der Selbstmord Müllers kann schlussendlich als ein Akt eines Gescheiterten gewertet werden; eines Visionärs, dessen Ansprüche und Vorstellungen an sich selbst, aber auch an Gesellschaft und Individuum, der Realität niemals entsprechen konnten. So war der Tod vor allem Ausdruck innerlicher Resignation gegenüber der Unmöglichkeit der Umsetzung seiner Idealvorstellungen von Gesellschaft, Politik, Kultur und schlussendlich dem Idealtypus Mensch. Somit scheitert nicht nur die Utopie des Neuen Menschen, sondern auch Müller selbst an der Realität.

Streifungen durch tropischen Urwalddickicht“ (S.316) sein Geld als Schiffsteward verdient hätte. An anderer Stelle bezeichnet Rutra den Roman *Tropen* als „die Frucht seiner Westindienfahrten“ (S.318).

³⁴ Vgl. Robert Müller. Schriftsteller. In: ÖBL 1815-1950. S.426. Oder: <http://www.biographien.ac.at> (07.12.2012).

³⁵ Litaria Verlag

³⁶ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.19.

2.1 DER TOD ALS EINE ULTIMATIVE KONSEQUENZ UND MOTIV DES VERGESSENS

Der am 9. Januar 1924 von Müller ins Leben gerufene *Atlantis Verlag* stellte sich als ein ökonomisches Fiasko heraus. Lediglich vier Titel von den dreißig angekündigten sind tatsächlich erschienen, was einerseits der Überdimensionierung des Projekts, aber auch Müllers offenbar nicht vorhandenem unternehmerischem Geschick geschuldet war.³⁷ Ernst Fischer bringt den Tod Müllers in seiner Untersuchung *Ein doppelt versuchtes Leben: Der Verlagsdirektor Robert Müller* unmittelbar in Verbindung mit seinem Scheitern als Verlagsdirektor im *Atlantischen Verlag*:

[...] denn darüber können keine Zweifel bestehen, daß er mit dem Entschluß, in das Geschäftsleben zu treten, die existentielle Hoffnung verband, in einer sich darin verwirklichenden Einheit von Geist und Tat das Leben ganz zu fassen, und daß das Scheitern seines ozeanischen Traums, das im Falle des „Atlantischen Verlags“ nicht nur ein finanzielles war und – anders als bei der „Literaria“ – ganz allein auf ihn zurückfiel, eine radikale Konsequenz verlangte.³⁸

Auch Günter Helmes diagnostiziert den Freitod Müllers als letzte Konsequenz der wirtschaftlichen Erfolglosigkeit sowie als Folge des Scheiterns seiner Theorien in der Praxis. Mit dem ökonomischen Versagen und der Wirkungslosigkeit seiner aktivistischen Bestrebungen konfrontiert, sieht Müller den Freitod wohl als einzig noch wählbare Alternative. Die Ultima Ratio ist der Suizid.

Ich sehe daher im angeblichen Selbstmord Müllers [...] die Resignation angesichts einer gescheiterten wirtschaftlichen Existenz und angesichts der Erkenntnis, daß die eigene gesellschaftliche und politische Isolation auf absehbare Zeit nicht zu überwinden war.³⁹

Sein Freund und Begleiter Robert Musil schreibt in einem Nachruf auf Müller, dass dieser ein Mensch gewesen sei, der „im Gefühl“ gefangen war, „daß in der heutigen Zeit kein Schriftsteller eine Wirkung erreichen kann, die zu leben lohnt“⁴⁰. Musils Nachruf bringt das zu Tage, was Fischer und Helmes andeuten: Müller, der als Literat und Geschäftsmann sich seines Scheiterns an der *Tat*, im Sinne einer Verwirklichung seiner Ziele als Aktivist, bewusst wird, sieht in der bloßen Existenz, quasi im Leben „ohne Wirkung“⁴¹, keinen Grund für dessen weiteren Fortbestand. „Durch die anschauliche Erkenntnis beider Seiten seines Berufes hatte er, der ohne Wirkung nicht leben wollte, sich den tiefen Pessimismus geholt,

³⁷ Vgl. Ebd. S.19-20.

³⁸ Fischer, Ernst: *ein doppelt versuchtes Leben: Der Verlagsdirektor Robert Müller* [und der Roman „Flibustier“] In: Kreuzer/Helmes (Hg.): *Expressionismus-Aktivismus-Exotismus*. S.219.

³⁹ Ebd. S.11.

⁴⁰ Musil, Robert: *Robert Müller*. In: R.M. *Gesammelte Werke*. S.1136.

⁴¹ Ebd.

der ihm die Freude an seinem Leben verdarb.“⁴² Diese Zeilen Musils sind mehr als nur Andacht, sie sind unmittelbare Diagnose eines Mannes, der sich der Tat verschrieben hatte und an selbiger scheiterte. Diese These gilt in der Müller-Forschung allgemein als jene, die den Selbstmord Müllers wohl am ehesten noch erklärbar erscheinen lässt⁴³, obwohl Musil selbst meint: „Kein Mensch kennt den Grund seines Selbstmords“⁴⁴. Nachbetrachtet liegt der Grund, weshalb sich Müller das Leben nahm, klar auf der Hand. Das Motiv von Müllers selbst gewähltem Freitod war wohl die Erkenntnis der Unmöglichkeit seiner Utopien. Doch mit einem hat Musil dabei durchaus recht: „[...] von den üblichen Gründen trifft keiner zu“⁴⁵. Müllers Tod ist die Konsequenz seiner eigenen Philosophie und Auffassung des Aktivismus. Besonders prägnant bringt diese These sein Freund Arthur Ernst Rutra auf dem Punkt. Drei Jahre nach Müllers Tod verfasst dieser einen Nachruf, der vor allem gegen Ende all das offenbart, was Müllers Wirken auszeichnete und zugleich auch sein eigenes Schicksal besiegelte. Der letzte Absatz dieses Nachrufs soll an dieser Stelle in seiner Vollständigkeit wiedergegeben werden, da ich denke, dass er das Kunststück vollzieht, alles, wofür Müller lebte und vor allem zu sterben bereit war, innerhalb weniger Zeilen zu arrangieren:

Er machte Schluß. Wir wollen die Wahrheit sagen: Aus Ekel. Er war fertig, mit allem und allen – zu weit hatte er sich entfernt. Nichts vermochte ihn zu halten. In jenem Augenblick der Verbitterung war es so, als er abdrückte, die Tat, die er gewohnt war zu tun, wenn sie im Willen sich fortsetzte, mußte getan sein – der Beweis mußte erbracht werden. Nach der Tat konnte man weiter sehen, aber sie mußte sein. Schon im nächsten Augenblick aber lebte er weiter und neu. Im Oktober dieses Jahres werden dieses kostbarsten Lebens vierzig Jahre verflossen sein.⁴⁶

Nach dem Tod Müllers verschwand der Name aus dem kollektiven Gedächtnis und erfuhr erst in den letzten Jahren eine Renaissance. Heckner beginnt in der Einleitung zu ihrer Monographie *Die Tropen als Tropus. Zur Dichtungstheorie Robert Müllers* damit, dass Robert Müller bis dato immer noch nicht jene Würdigung erfahren hätte, die sein literarisches Werk jedoch zweifellos verdienen würde.⁴⁷ Auch Christian Liederer spricht von einem lange zu Unrecht vergessenen Schriftsteller, der, obwohl schon zu Lebzeiten fester Bestandteil des literarischen Treibens und der literarischen Szene auch außerhalb Wiens bekannt, nie jene Aufmerksamkeit erfuhr, die ihm eigentlich gebührt hätte.⁴⁸ Robert Müller wurde schlichtweg

⁴² Ebd.

⁴³ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.20. Sowie: Fischer, Ernst: Ein doppelt versuchtes Leben. In: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. S.219.

⁴⁴ Musil, Robert: Robert Müller. In: R.M. Gesammelte Werke. S.1136.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Rutra, Arthur Ernst: Zum Andenken an Robert Müller. Pionier und Kamerad. In: die Literarische Welt, Nr. 34, 26.9.1927, S.1. Zitiert nach: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. S.318.

⁴⁷ Vgl. Heckner: Tropen als Tropus. S.9.

⁴⁸ Vgl. Liederer, Christian: Der Mensch und seine Realität. Anthropologie und Wirklichkeit im poetischen Werk des Expressionisten Robert Müller. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. (Würzburger Beiträge zur

vergessen. Stephanie Heckner sieht das Vergessen Müllers in mehrerlei Tatsachen begründet. Vor allem der kompromisslosen Nichterwähnung seines Werkes in den diversen Literaturgeschichten ist es wohl geschuldet, dass Müller dermaßen konsequent im literaturgeschichtlichen Diskurs ignoriert wurde. Heckner vermutet zunächst hier einen der Gründe zu erkennen, warum das prosaische ebenso wie das essayistische Werk Müllers im literarischen Diskurs so lange ausgespart blieb. Danebst sieht Heckner dies auch in der Tatsache begründet, dass ein Gros seiner publizierten Schriften über lange Zeit schlichtweg als verschollen galt oder aufgrund diverser Umstände nur schwer zugänglich war, bis die Texte schlussendlich doch neu aufgelegt wurden.⁴⁹ Abgesehen davon waren Müllers Schriften nie einem großen Publikum bestimmt, dafür waren sie einfach zu sperrig geschrieben.⁵⁰

Es ist vor allem dem von Helmut Kreuzer und Günter Helmes 1981 herausgegebenem Sammelband *Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. Studien zum literarischen Werk Robert Müllers* zu verdanken, in dem neben Zeitgenossen Müllers auch Forschungsergebnisse präsentiert werden, dass Robert Müller, immerhin fast 60 Jahre nach dessen Tod, wieder einem literarisch interessierten Publikum nähergebracht wurde. Dabei wäre die Wiederentdeckung Müllers beinahe am grünen Tisch gescheitert, wie Bettina Pflaum in ihrer Arbeit *Politischer Expressionismus: Aktivismus im fiktionalen Werk Robert Müllers* zu berichten weiß. Demnach wären Helmes' Bemühungen, das Werk Müllers neu herauszugeben, zunächst an der Hartnäckigkeit des, wie es Pflaum meint, „vermeintlichen Wiener Nachlasshüter[s]“⁵¹ Werner J. Schweiger fast gescheitert, da dieser gegebenenfalls mit einer Klage zu drohen schien, weshalb sich die Suche nach einem geeigneten Verlag obendrein als äußerst schwierig erwiesen hatte. Einem angeblichen Brief der Witwe zufolge hätte Schweiger die Rechte am Werk Müllers übertragen bekommen. Nicht auszudenken, hätte Michael Mathias Schardt nicht die Courage bewiesen, *Tropen* und *Camera obscura* trotz aller juristischer Ungereimtheiten im Igel-Verlag neu aufzulegen. Müller wäre wohl bis heute einer von vielen in Vergessenheit geratenen und nie wieder entdeckten Literaten des 20. Jahrhunderts geblieben. Schweiger klagte zwar tatsächlich, bekam aber letzten Endes nicht

deutschen Philologie 25). S.2. Als Beispiele führt Liederer hier die Berliner Nationalzeitung, die Prager Presse sowie bedeutende Zeitgenossen des literarischen Betriebs als glühende Bewunderer seiner Arbeit auf.

⁴⁹ Diesbezüglich ist es Günter Helmes zu verdanken, der mit der Herausgabe der Werkausgabe „Robert Müller“ einen wichtigen Beitrag zur Revitalisierung und Wiederentdeckung Robert Müllers und seiner Prosa sowie Essayistik beige-steuert hat.

⁵⁰ Vgl. Heckner: *Tropen* als Tropus. S.15-17. Sowie: Vgl. Helmes: *Themen und Tendenzen*. S.279. Helmes sieht in der vermeintlichen „Simplizität“ Müllers Prosa, mehr ein „bewußtes Spiel mit literarischen Traditionen und Moden“, die sich dabei eindeutig „an ein exklusives, fachlich vorgebildetes und zur Muße freigesetztes Lesepublikum“ wenden würden.

⁵¹ Pflaum, Bettina: *Politischer Expressionismus. Aktivismus im fiktionalen Werk Robert Müllers*. Hamburg: Igel 2008. S.8.

Recht gesprochen, sodass der Weg frei war für die Neuentdeckung eines bereits verschollen Geglaubten.⁵²

Robert Musil ortet bereits kurz nach Müllers Tod die Gefahr, dieser könnte eher in Vergessenheit geraten, ohne je Spuren im kollektiven Gedächtnis hinterlassen zu haben. Heute lesen sich Musils Befürchtungen wie ein bestätigter Orakelspruch.⁵³ Bereits kurz nach Robert Müllers Tod beklagt sich Musil über die geringe Wertschätzung, die ihm bereits zu Lebzeiten widerfahren sei:

Statt dessen mußte er eingeschlossen in jenem kleinen Kreis sich kennender und anerkennender Menschen leben, den man nicht ohne Verächtlichkeit die Literatur nennt. [...] Dieser Apparat der geistigen Erneuerung funktioniert nach Zufall und Gefälligkeit, aber nicht nach Bedeutung, und befestigt das Publikum täglich im Glauben, es sei überhaupt nichts da, wofür man sich interessieren könne; ohne Rücksicht darauf, daß immer etwas da sein muß, wen eine Nation nicht abgestorben sein will, [...]. Man darf sagen, daß ein begabter Schriftsteller, wenn er nicht besonders Glück hat, unter den heutigen Verhältnissen sein Leben mindestens bis zu seinem vierzigsten Jahr in diesem Halbdunkel zubringen muß, und das bedeutet ein unsicheres, entbehrungsreiches und wirkungsloses Dasein. Ich habe selten einen Mann gekannt, der Einwände und Widerstände so sachlich entgegenzunehmend verstand wie Robert Müller [...].⁵⁴

Musil skizziert hier ein Szenario, dass den Autor als Geißel des Literaturmarktes und der Verlage figuriert. Der Autor hat die Möglichkeit, dagegen anzuschreiben. Das haben Müller wie auch Musil gemacht, doch der knallharte Markt ließ sich auch dadurch nicht beeindrucken.⁵⁵ Im Zusammenhang der Thematik des kollektiven Vergessens als ein grundlegendes Problem innerhalb der Expressionismus-Forschung nimmt Günter Helmes

⁵² Vgl. ebd. S.8-9.

⁵³ Musil widmete sich der Aufgabe Müller zu gedenken damit dieser nicht in Vergessenheit gerät. Wie bekannt, ist ihm das nur bedingt gelungen. Müller verschwand Jahrzehnte aus dem literarischen Fokus einer wissenschaftlichen Untersuchung. Diesbezüglich verweise ich auf zwei Briefwechsel. Zunächst auf jenen zwischen Martha Musil und Arne Laurin vom 30. August 1924. Musil, Robert: Brief vom 30. August 1924 an Arne Laurin. In: Frisé, Adolf (Hg.): Robert Musil. Briefe 1901-1942. Unter Mithilfe von Murray G. Hall. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1981. S.355-356. „Sehr geehrter Herr Laurin. Mein Mann bittet mich Ihnen mitzuteilen, daß er sehr bedauerte ihren Wunsch Ihnen telephonisch einen Nachruf über das Ableben Robert Müllers zukommen zu lassen, nicht erfüllen konnte; weil er dabei ist einen längeren Aufsatz über Müller zu schreiben, den er Ihnen sofort schicken wird; er bittet auch, ihn umgehend zu veröffentlichen, weil er, um dem Andenken Müllers zu nützen, den Aufsatz auch in Berlin und Wien bringen will. Er ist jetzt beim Begräbnis.“ In einem weiteren Brief vom 31. August 1924, ebenfalls gerichtet an Arne Laurin, spricht Musil selbst über seine Absicht Müllers Andenken aufrechterhalten zu wollen. Musil, Robert. Brief vom 31. August 1924 an Arne Laurin. In: Frisé (Hg.): Robert Musil. Briefe 1901-1942. S.356. „Ich schicke nun diesen Versuch einer Würdigung auch an eine Wiener und Berliner Zeitung und weiß, daß Sie damit einverstanden sind, weil ich möglichst ausgiebig auf ihn aufmerksam machen will, seinethalben und wegen der Familie [...].“

⁵⁴ Musil, Robert: Robert Müller. In: R.M. Gesammelte Werke. S.1134-1135.

⁵⁵ An anderer Stelle zeichnet Musil ein ähnliches Bild. Musil, Robert: Wie hilft man Dichtern? (1923). In: Frisé, Adolf (Hg.): Essays und Reden. Hamburg: Rowohlt 1981. (Robert Musil. Gesammelte Werke 8). S.1112. „Vor allen Dingen mache man sich eines klar: das Elend, das die deutschen Dichter leiden, ist keine wohlwollende Übertreibung vorsorglicher Freunde.“

auch Robert Musil selbst mit ins Boot.⁵⁶ Müller stellt dabei lediglich die Blaupause einer ganzen Generation vergessener Autoren des frühen 20. Jahrhunderts dar:

Die späte Rezeption Robert Musils kommt einer Ehrenrettung gleich, vermag aber die bittere und entwürdigende Lebenspraxis des Autors, die ihm das zeitgenössische Literatursystem aufnötigte, nicht aufzuwiegen. Robert Müller hat nicht einmal in seinen Werken überlebt. Er teilt dieses Schicksal mit einer ganzen Reihe von Autoren des sogenannten Expressionismus, die dem ‚Gärtnergeschick‘ der Literaturhistoriker zum Opfer fielen.⁵⁷

Was bleibt, ist ein durchaus beschämendes Fazit, zumal Müller vor allem seitens der österreichischen Germanistik bis heute geradezu stiefmütterlich behandelt wird. So verwundert es kaum, dass sich die exemplarisch relevante Sekundärliteratur ausschließlich aus dem bundesdeutschen Fundus der Germanistik speist. Österreich würdigt ihn mit keiner einzigen bisher veröffentlichten Forschungsarbeit, die von Bedeutung wäre.

2.2 POLITIK, STAAT UND GESELLSCHAFT (1914-1920)

Der Essay als Medium und Kanal intellektueller und individueller Vorstellungen findet seine Aushandlungsprozesse zumeist auf der Ebene der Politik und Kultur. Der Essay wird somit zum Instrument der Vermittlung ideologischer Inhalte. Auch Robert Müllers gesellschaftstheoretisches Denken wird zunächst in seiner Essayistik manifest. Der Essay ist Müllers Werkzeug für die angestrebte Kulturrevolution, die schlussendlich auf den Neuen Menschen abzielen soll. Robert Müllers Essayistik ist Zeitgeschichte, Diagnose und Prognose im selben Moment. Gerade aufgrund des außergewöhnlichen Talents, seine unmittelbare gesellschafts- sowie kulturpolitische Umgebung analysieren und lesen zu können, und der Gabe, Zeitgeschichte stets als Prognose zu deuten, ist es sinnvoll, in der Beschäftigung mit Robert Müller als Kulturtheoretiker und Analytiker seiner Zeit niemals den zeitgenössischen Kontext aus den Augen zu verlieren. Eine biografische Deutung seiner Essayistik und - mit Abstrichen - seiner Prosa erscheint daher unabdingbar. Kultur und Gesellschaft erschließen sich Müller dabei immer als unmittelbares Ergebnis seiner Umwelt. Dabei reicht es nicht, Müller bloß im Fokus des Expressionismus zu untersuchen. Würde man es dennoch tun, man würde der Komplexität seines intellektuellen Schaffens nicht gerecht werden. In diesem Sinne umfasst eine Gesamtdeutung seiner Publikationen alle Facetten der intellektuellen Diskurse des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Robert Müller tritt dabei gleich mehrfach in Erscheinung, unter anderem als Expressionist, Verleger, Unternehmer, Kulturtheoretiker, Anthropologe und

⁵⁶ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.281-282. Hier spricht Helmes davon, dass Müller lediglich ein „herausragendes Beispiel“ des Vergessens sei, und mit ihm zahlreiche weitere bis dato zu wenig erforschte Literaten sein Schicksal teilen würden. Die da wären: Paul Adler, Edmund Edel, Curt Corrinth, Andreas Latzko, Martin Beradt sowie Arnold Ulitz.

⁵⁷ Helmes: Themen und Tendenzen. S.281.

schlussendlich auch als Aktivist, weshalb auch in der Deutung Müllers ein Konglomerat verschiedenster Disziplinen und Wissenschaftsbereiche sowie zeitgenössischer Diskurse und anthropologisch tradiertter Konventionen eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen. Darin liegt auch der Grund, warum der Versuch, Müllers gesamtes Spektrum seines publizistischen Schaffens chirurgisch genau einer literarischen Untersuchung zu unterziehen, den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Hier soll es primär darum gehen, jenes Feld der Themen und Diskurse abzustechen, welche Müllers Denken, Weltanschauung und vor allem seine Theorien offensichtlich entscheidend prägten. Dabei sollen auch Exkurse gewagt werden, die sich manchmal erst auf den zweiten Blick einer eingehenderen Logik erschließen. Natürlich läuft man bei aller Komplexität der Diskursvielfalt und Widersprüchlichkeit, die einem solchen Charakter wie Müller inne wohnt, leicht Gefahr, sich in Sackgassen zu verirren. Der Widerspruch ist in den Theorien Müllers, die stets um die Schlagwörter Staat, Nation, Volk, Rasse, Kultur und Gesellschaft kreisen, ein ständiger Begleiter. Dessen scheint sich Müller durchaus bewusst zu sein, verzichtet er doch beinahe durchgehend auf eine Rechtfertigung der fortlaufenden Revidierung seiner eigenen Thesen. Einzig die Tatsache, dass sie durch neue ersetzt werden, scheint ihm Argument genug zu sein. Immer wieder werden vermeintliche Dogmen in Frage gestellt und überwunden. Vor allem die Zeit während des Ersten Weltkrieges scheint in Müller einen Paradigmenwechsel ausgelöst zu haben.

Am Ende bleibt ein Robert Müller, den man gewissermaßen als den Inbegriff einer anthropomorphisierten Ambivalenz beschreiben könnte. Versucht man Müllers gesellschafts-politische Tendenzen einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, stellt man fest, dass es sich dabei um ein Geflecht aus verschiedensten Ismen, Widersprüchen sowie kultur- und gesellschaftstheoretischen Ansätzen handelt, welches sich hin zu einer Gesellschaftsutopie, die ständig zwischen Monarchie, Demokratie und faschistoiden Herrschaftsstrukturen pendelt, ausbreitet. Ein Kontinuum seiner Argumentation, welches er sich über die Jahre hinweg beibehält, ist der permanente Drang nach Fortschritt. Diesen fühlt Müller sich als Aktivist in einer allumfassenden Selbstverständlichkeit innerhalb seiner Denkschemata verpflichtet. Jedoch scheint auch hier eine Systematisierung problematisch, eine Kategorisierung fast unmöglich. Müller selbst kann mitunter auch als die unmittelbare menschliche Inkarnation der zeitgeschichtlichen Diskursvielfalt innerhalb eines Zeitalters beschrieben werden, in dem sich der Mensch in ständig wärender Unsicherheit nach rettenden Ankern sehnt.

Insofern scheint eine chronologische Unterteilung seines publizistischen Schaffens vor allem dahingehend sinnvoll, da Müllers Essayistik auch immer subjektives Spiegelbild eines zeitgenössischen, politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Milieus ist.

2.2.1 Kriegsbeginn - Kriegseuphorie und die Lust am Imperialismus

1914 findet sich Müller in einer Doppelmonarchie wieder, welche sich fortwährend durch innerstaatliche Konflikte zwischen multinationalen Bestrebungen der unterdrückten Völker und dem Habsburgerherrschaftshaus in ein hausgemachtes Dilemma zu reiten droht. Der Nationalitätenkonflikt ist am Brodeln. In dieser Zeit nationaler Identitätsfindung und des aufkeimenden Nationalismus, vor allem innerhalb der Kronländer, entsteht Müllers Essay *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* (1914). Dieser erste bedeutende Essay Müllers soll hier stellvertretend für die Anfänge seiner Theoriebildung stehen. Um es vorweg zu nehmen: Müller stilisiert hier Politik als poetischen Ausdruck einer Idee - die Idee des „Germanen“.

Der legitime Thronfolger Franz Ferdinand, der unter anderem die national aufgeladenen Konflikte durch politische Reformen beseitigt wissen wollte, musste durch ein an ihm und seiner Gattin verübtes Attentat sein Leben lassen. Dies war der vorläufige dramatische Höhepunkt einer politischen Krise, deren Herd am Balkan zu suchen war. Müllers Antwort auf diese Krise manifestiert sich als Frage, die sich in der Lektüre des Essays schnell als Aufforderung entpuppt. Der Essay *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* entwirft nicht nur ein politisches Programm, sondern will gleichermaßen Gesellschaftsanalyse, Rassen- wie auch Völkerlehre sein. Der Essay ist zunächst unmittelbares Zeugnis einer politischen Krise, nicht nur innerhalb der Habsburgermonarchie, sondern vielmehr ganz Europas, deren Höhepunkt im Ausbruch des Ersten Weltkriegs gipfelt. Es handelt sich dabei nicht nur um Müllers ersten relevanten Essay, sondern auch um sein erstes großes politisches Programm. Gemäß Müllers Prinzipien einer aktivistischen Auffassung seiner Essayistik, fordert er deren Umsetzung im Sinne einer neuen Gesellschaft.

Robert Müller konzipiert 1914 eine Herrschaftshierarchie, deren Ausrichtung auf ein bipolares, entgegengesetztes Konzept von beherrschter Masse und herrschender Elite abzielt. Die angesprochene Elite stellt sich als ein Typus dar, welchen er als „Zuchtgermanen“⁵⁸ ausmacht. Diesen „Zuchtgermanen“, welche sich in Adel und „Geistigen“⁵⁹ projizieren, obliegt es, die Geschicke des Staates zu lenken und sein Volk zu führen.⁶⁰ Diese Überlegungen von einer herrschenden Elite und ihrem Gefolge sind jedoch so neu nicht, wie Günter Helmes feststellt. Demnach ähnelt dieses Gesellschaftssystem, wie es Müller in

⁵⁸ Müller, Robert: *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.27.

⁵⁹ Ebd. S.30-31. „Die Politik muß aus den Händen der Parlamentsprofesionals genommen und in die der Geistigen gelegt werden.“

⁶⁰ Vgl. ebd. S.31.

seinem Essay entwirft, jenem, wie es bereits Kurt Hiller vorgedacht hatte. Hiller ist dabei nicht nur Ideengeber und Quell Müllers gesellschaftspolitischer Vorstellungen und Visionen, sondern auch, wie es Helmes ausdrückt, „Kristallisationspunkt“⁶¹ einer ganzen Bewegung. Gemeint ist der Aktivismus. Die beidseitige Wertschätzung zwischen Müller und Hiller ließ letzteren zu einer schmeichelhaften Anekdote hinreisen, in der er Müller sogar als seinen „österreichischen Zwilling“⁶² betitelt.

Günter Helmes betont dabei, dass bereits Hiller ein Modell konzipiert hatte, dessen gesellschaftliche Rangordnung auf eine Disposition zwischen Volk, Masse und „Geistigen“ beruhte, noch bevor dieses Konzept in Müllers Theorien Einzug hielt. Gemäß dieser Verteilung der politischen, gesellschaftlichen sowie sozialen Kräfte entwirft Hiller ein Konzept, welches wie bei Müller alle relevanten Machtbefugnisse und politische Entscheidungskraft an die „Geistigen“ abgibt. Als legitime Volksvertreter seien sie demnach allein durch ihre Position zur Machtausübung berechtigt.⁶³ So sehr sich die beiden auch ähneln mögen, gibt es jedoch auch Dissonanzen innerhalb der beiden Modellanordnungen moderner Gesellschaftssysteme. Gleich in doppelter Hinsicht ergeben sich andersgeartete Auslegungen ein und derselben Idee des Aktivismus. Zunächst gilt es die Unterscheidung zu treffen zwischen Müllers allgemeiner Interpretation des Aktivismus und jener von Hiller. Für Müller ist der Aktivismus in erster Linie ein intellektueller Prozess, der sich mit den Fragen der Kultur auseinandersetzt und damit auch anthropologische und staatspolitische Konzepte miteinschließt. Robert Müllers Auslegung des Aktivismus stellt sich insofern dar, als dass sich dieser stets als ein progressiver Akt konsolidiert und dabei immer einem infiniten Ziel unterordnet. Hillers Konzept des Aktivismus dagegen ist eines, welches enger gefasst werden muss, im Sinne von strikt politisch angeordneten Idealvorstellungen. Hier geht es um die Ausdifferenzierung des Staates und seiner Politik, weniger um kulturtheoretische und anthropologische Fragestellungen, wie sie bei Müller zu finden sind.⁶⁴ Auch im Konzept der „Geistigen“ lassen sich zwischen Müller und Hiller gravierende Unterschiede feststellen. Der eklatanteste ist sicherlich, dass Müller den „Geistigen“ als einen Typus konzipiert, der sich maßgeblich durch Ethnie und Klasse definiert. Im Falle Müllers handelt es sich um den adeligen Germanen.⁶⁵

⁶¹ Helmes: Themen und Tendenzen. S.145.

⁶² Vgl. Köster, Thomas: Kommentar. In: Robert, Müller: Kritische Schriften III. Mit einem Anhang und herausgegeben von Thomas Köster. Paderborn: Igel 1996. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 12). S.235. [Belegstelle nicht ermittelt].

⁶³ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.158.

⁶⁴ Vgl. ebd. S.215.

⁶⁵ Vgl. ebd. S.180.

In der Unterscheidung zwischen Masse, Volk und Elite ist demnach die Grundvoraussetzung des politischen Denkens von Robert Müller zu verorten. Innerhalb dieser Disposition ergibt sich nach Günter Helmes eine qualitative Differenzierung. Zunächst diagnostiziert Helmes die Masse als eine der Politik abgewandte Instanz innerhalb eines Staates, da diese den „politisch unqualifizierteste[n], weil historisch entwurzeltste[n] Menschenteil“ repräsentiert. Dem Volk käme in dieser Konstellation die Aufgabe des Konservierers zu. Demnach ist es das Volk, in dem Robert Müller jenen großen schlafenden Riesen zu erkennen glaubt, in welchen die „alten ‚germanischen‘ Traditionslinien unbewußt weiterleben“ würden. Die Elite erweist sich schlussendlich als jenes Organ, in dem die angestrebte zukünftige Politik zum Ausdruck kommen soll.⁶⁶ Österreich selbst bezeichnet Müller als ein „Sammelvolk“⁶⁷, ähnlich dem der Briten. Innerhalb der „germanischen Staatsidee“⁶⁸ wird im Speziellen dem Adel die Aufgabe anvertraut, als Träger dieser Idee zu fungieren. Doch selbst im Adel sei der „reine Germane“ nur eine Ahnung, da es den Typus in seiner Reinheit per se nicht gäbe.⁶⁹ Auf dem ersten Blick könnte man dazu neigen, Müller Inkonsequenz zu unterstellen, jedoch begründet dieser seine Schlussfolgerung dahingehend, dass der „reine Germane“ an sich mehr eine Idee ist als rassisch und völkisch tatsächlich existent.⁷⁰ Der Germane, wie er sich für Müller darstellt, fußt zwar auch auf rassistischen Motiven, geht jedoch weit über die rassistische Semantik hinaus und manifestiert sich als etwas, das nicht mehr ausschließlich einem ethnologischen Kontext zugewiesen werden kann. Der Germane ist für Müller zugleich kulturphilosophisches Konzept wie auch politischer Akt, man könnte fast, ob der Mystifizierung, meinen, er sei so etwas wie der heilige Gral rassenpolitischer und kulturtheoretischer Idealvorstellungen. Müller versucht sein Rassenkonzept des Germanen mittels einer Analogie zu veranschaulichen:

Als Goethe einst Schiller einen Vortrag über seine Entdeckung der Urpflanze hielt, antwortete dieser nur: dies ist eine Idee! Eine Idee war es, aber eine, wie sich später herausstellte, richtige. In diesem Sinn ist auch der reine Germane Idee. [...] Nichts ist germanischer als die Idee vom Germanen.⁷¹

⁶⁶ Vgl. ebd.

⁶⁷ Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.29.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Vgl. ebd. S.28.

⁷⁰ Vgl. ebd. S. 27. „Denn der Germane ist eine Idee.“

⁷¹ Ebd. S.28.

2.2.1.1 Germanisierung als kulturimperialistische Utopie

Müllers Archetyp des „Germanen“ ist auch immer genuiner Akt, wonach dieser stets Ergebnis eines „Willens- und Schöpfungsakt[s]“ ist. Müller geht noch einen Schritt weiter und meint, dass der Germane sogar „physiologisch entstehen kann“, vorausgesetzt, er wird „psychisch vorbereitet“. Konkret meint Müller damit, dass es möglich sei, sich den Germanen anzutrainieren. Er spricht davon, dass sich allein durch „Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Werte“ eine „Rasse“ hervorbringen ließe.⁷² Müllers Schöpfungsphantasien gipfeln schlussendlich im utopischen Wunsch, Nachwuchs gezielt zum Muster-Germanen zu generieren; eine Art entbiologisierte Genetik des Idealismus:

Idealisten haben blonde Kinder.[...] Blondheit kann ausgebildet, Blauäugigkeit und Gestrecktheit als Zeichen einer kulturellen Erscheinung können trainiert werden.⁷³

Der „Germane ist Politik“⁷⁴. Dieser Grundsatz könnte ohne Weiteres dem Essay *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* als Motto vorangestellt sein, bringt er doch die Kernaussage des Essays auf den Punkt. Andererseits werden implizit sofort unangenehme Assoziationen geweckt, die sich vor allem aufgrund der Ereignisse zwischen 1933 und 1945 auf ewig im kollektiven Gedächtnis eingraviert haben. Diesbezüglich steht dieses Zitat auch stellvertretend für ein grundlegendes Problem in der Rezeption Müllers politisch gearteter Essayistik: die Scheu des Lesers. Vor allem jene Generation Nachgeborener, welcher der Nationalsozialismus mitsamt seinen Gräueltaten noch als Mahnmal einer bis auf die Spitze getriebenen Perversion des Rassenkults gegenwärtig ist, lässt die bloße Erwähnung der Begriffe „Germane“ und „Politik“ reflexartig zusammenzucken. Hat man die erste Scheu jedoch erst überwunden, ergibt sich ein sehr viel differenziertes, wenn auch zugegebenermaßen oft widersprüchliches politisches Bild Robert Müllers. Der „Germane“ als kulturpolitisches Konzept und überlegene Rasse versteht sich in Müllers Modell zunächst nicht als ein Abgrenzungsmechanismus oder als Synonym eines völkerunterwerfenden Imperialismus, sondern, wie bereits erwähnt, als eine Idee der Vermischung. Müller spricht von einer „Mischung als Idee“. Im Kontext dieser *idée fixe* bekräftigt Müller immer wieder seine These, wonach es oberste Prämisse sei, den „germanischen Gedanke[n]“⁷⁵ in die Welt hinauszutragen. Diese Expansion der „germanischen Grundidee“⁷⁶ bezeichnet er als

⁷² Vgl. ebd. S.30.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Vgl. ebd.

⁷⁵ Ebd. S.19.

⁷⁶ Ebd. S.18.

„Germanisierung“⁷⁷. Neben einem politischen Programm impliziert Müller mit der „Germanisierung“ auch einen kulturtheoretischen Ansatz. So bedeutet „Germanisieren“ in erster Linie das „Ideal geben“, im Sinne von die „Idee einer bestimmten Weltordnung geben“. Auf den Punkt gebracht bedeutet das: „Germanisierung ist Idealisierung“.⁷⁸ Müller gefällt sich dabei durchaus in der Rolle des vermeintlichen Vermittlers zwischen den Völkern, vor allem wenn er behauptet, die „Germanisierung“ würde in keiner Weise das Ziel verfolgen, „fremde Eigenart“ „brechen“ oder „versklaven“ zu wollen. Die „Germanisierung“ würde lediglich beanspruchen die Völker zu „pflegen“ und zu „lenken“.⁷⁹ Müller wird dabei nicht müde zu betonen, dass es sich im Falle der „Germanisierung“ weder um niedere Beweggründe, noch um den Versuch eines „volksmäßigen“ Feldzugs der Deutschen handeln würde, schließlich sei in diesem Fall der Begriff der „Teutonisierung“ zu verwenden.⁸⁰ All diese Forderungen Müllers sind von einem vermeintlich geistig gerechtfertigten Ethos getragen, das den Germanen das kosmische Recht zugesteht, Völker im Sinne einer „Germanisierung“ kulturimperialistisch für die jeweiligen Zwecke einzuvernehmen. Dabei macht es nicht den Anschein, als ob Müller sich darüber im Klaren wäre, wie sehr er sich immer wieder als Imperialisten bloßstellt, zumal er sich stets vom Vorwurf imperialistischer Expansionsgelüste reinzuwaschen versucht.

Das „Germanische“ bei Müller postuliert die höchste Instanz und konsolidiert sich dabei als allumfassenden Äther, der sich über alle Sphären des Seins hinweg erstreckt. Das „Germanische“ ist demnach eine alles Stoffliche und Nicht-Stoffliche miteinschließende Philosophie, die über den bloßen Indikator der Rasse hinweg sieht. Helmes erkennt im germanischen Prinzip außerdem eine Verquickung zwischen „Trieb und Ratio“⁸¹, die sich wie folgt im Denken Müllers niederschlägt:

Das „Germanische“ zeichnet sich für R. Müller u.a. dadurch aus, daß es einerseits menschliche Grundvermögen wie Trieb und Ratio gleichermaßen zur Entfaltung kommen läßt, und daß es andererseits die rassenmäßige Grundlage aller europäischen Nationen bildet. Somit ist das „Germanische“ in der Konzeption Robert Müllers allein aufgrund der ihm zugeschriebenen geschichtlichen Bedeutung als das Modell einer wünschenswerten Zukunft legitimiert.⁸²

Die Übereinkunft von „Trieb und Ratio“ ist ein Motiv, das Müller in ganz ähnlicher Weise auch in seinem parallel erschienen Roman *Tropen* als einen Grundgedanke eingliedert.⁸³ Im

⁷⁷ Ebd. S.27.

⁷⁸ Vgl. ebd.

⁷⁹ Vgl. ebd. S.30.

⁸⁰ Vgl. ebd. S.44.

⁸¹ Helmes: Themen und Tendenzen. S.180.

⁸² Ebd.

⁸³ Auch in *Tropen* geht es darum, sich den eigenen Trieben und Instinkten wieder bewusst zu werden. Dies meint jedoch nicht, sich seiner geistigen Fähigkeiten als kulturbegabter Mensch vollkommen zu entledigen. Hierzu vgl.

Endeffekt setzt sich das Exposé der „Germanisierung“ aus einer kurzen Schlagwortkette zusammen: Imperialismus, Rassismus und Utopie.

Nach Müller liegt es im Wesen des Deutschen, „daß es in der Ausbreitung leben muß, um zu zeugen.“⁸⁴ Das germanische Prinzip Müllers lebt unter anderem von Fehlen jeglicher Opposition, nichts hat neben ihm Bestand, denn innerhalb einer in ihrer Totalität gültigen Theorie von Gesellschaft, Kultur und Politik ist kein Platz für dergleichen Kompromisse. Alles in den gesellschaftspolitischen Anordnungen Müllers ist diesem Prinzip untergeordnet, weshalb es auch nicht verwundert, warum Müllers Theorien allzu oft faschistoide Züge nachgesagt werden. Was jedoch verwundert, ist der Wankelmut seiner Thesen. Nichts ist stetig oder gar dogmatisch, alles vage und dabei immer interpretierbar. Wenn Müller also von einer *sanften* „Germanisierung“ spricht, bekräftigt er noch im selben Moment stets die Notwendigkeit, in letzter Konsequenz auch zu den „Bajonetten“ greifen zu wollen.⁸⁵ Nicht unerwähnt darf indes bleiben, dass Müller bei aller scheinbar vorhandenen Empathie gegenüber manch anderer Rasse auch ein völlig überzogenes, arrogantes, geradezu anmaßendes Selbstbild seiner eigenen Art, jener des „Germanen“, zeichnet. Die Folgen sind Diffamierung, Rassismus und Beweihräucherung der eigenen Rasse. So stellt er etwa die „slawische Rassenidee“ in Abrede, da diese im Gegensatz zur „germanischen“ durch keinerlei „Kultursystem sinnfällig gemacht“ werden würde, und daher lediglich eine „poetische Konstruktion“ sei.⁸⁶ Seine Überhöhung und Mystifizierung geht dabei soweit, dass sich der „Zuchtgermane“ als ein geradezu auratisches Wesen konstituiert, welches allein durch seine Anwesenheit kulturelle Umgebungen und soziale Umwelten beeinflussen kann. Demnach ist der „Zuchtgermane“ als *Aura-Wesen* letztendlich in der Lage, durch einfachen Kontakt zu anderen Völkern diese direkt zu beeinflussen.⁸⁷ Dieser „Zuchtgermane“ mimt dabei die systemtragende Konstante innerhalb des Staates. Der Staat selbst ist nach Müller lediglich das „Mittel zur Ordnung“⁸⁸. Diese angesprochene Ordnung ist vor allem diesbezüglich von besonderer Brisanz, da Müllers Thesen 1914 in einer Monarchie artikuliert werden, die am Rande der Implosion steht und wo Ordnung als Leitmotiv dieses Szenario verhindern soll.

Müller, Robert: Tropen. S.129. „Und nun holen wir uns wieder, was wir für unser Gehirn eingetauscht hatten, aber wir geben den Tausch nicht auf. Wir behalten, was wir besitzen. Denn unser Gehirn ist unser Messer, eine feine Klinge der Beobachtung, die wir nicht vom Leibe geben.“

⁸⁴ Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.44.

⁸⁵ Vgl. ebd. S.30. Müller verwendet diese Phrase im Sinne der Germanisierung Österreichs, wonach diese „unter Umständen auch mit den Bajonetten zu tun haben“ könnte und durchzusetzen sei, obwohl er im selben Moment auch relativiert: „besser ist's, es käme nicht so weit.“

⁸⁶ Vgl. Ebd. S.35.

⁸⁷ Vgl. Ebd. S.30.

⁸⁸ Ebd. S.31.

Der Staat ist gerade in Zeiten wie diesen ein äußerst reizbarer Körper, der bereits bei kleinsten Eruptionen in sich zusammenfällt. Robert Müller vergleicht Staaten mit „große[n] geheimnisvolle[n] Tiere[n]“, wobei jedes „eine Spezies für sich“ sei.⁸⁹ Der Vielvölkerstaat der Habsburger übt dabei eine ungemeine Anziehungskraft auf Müller aus, die sogar so weit reicht, dass er das Geschlecht der Habsburger als das mächtigste aller Adelshäuser und somit auch als die höchsten „Germanen“ auszeichnet.

Die jeweiligen habsburgischen Prinzen mit dem Kaiser an der Spitze sind die edelsten Germanen in diesem Reiche. Wenn man bedenkt, welche Unsumme von unermüdlicher Arbeit, von Kampf, Härte, Unternehmensgeist und abschätzender Phantasie dazugehört hat, diese gegeneinander stoßenden Volks- und Rassenteile zu einem Reiche zu zwingen und diesem Reiche die germanische Grundidee aufzuprägen, dann steht man vor dem Begriff einer Riesentat [...].⁹⁰

Offensichtlich meint Müller in der Habsburgermonarchie den Archetypus seiner Idee der „Germanisierung“ gefunden zu haben. Ebenso offensichtlich wird hier ein weiteres Mal, wie wenig kompromissbereit dieser in seiner Grundhaltung ist, wenn es darum geht, das „Germanische“ in die Welt zu bringen. Diese Kompromisslosigkeit kann unter anderem auch als ein Ergebnis der Außendarstellung von Österreich und Deutschland aufgefasst werden, deren Image bereits vor 1914, insbesondere jedoch mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, sehr zu leiden hatte. Das *völkische Brüderpaar* fühlte sich von der Welt allein gelassen, geradezu verhasst. Umso vehementer tritt Müller für die Idee der Errichtung einer Achse der „Germanisierung“ durch Österreich und Deutschland ein. Dieser Wunsch erfährt durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erst recht noch eine Verstärkung.⁹¹ Einend steht Österreich und Preußen gegenüber, dass beide sich als „germanisches Zuchtergebnis“⁹² organisieren. Dem Adel wird dabei eine besondere Aufgabe zuteil, denn ihm würde es obliegen, die staatstragende Rolle einzunehmen. Diejenige Instanz, welche die höchste Position im Staat bekleiden soll, ist der Prinz, denn dieser hat die Pflicht, dem „germanisierenden Prinzip“ einen „Glanz zu verleihen“.⁹³

„Der Prinz ist ein poetischer Wert des Volkstums“⁹⁴, so beginnt der Essay *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* und geht damit gleich in medias res. Wenn Müller von der Schaffung einer „germanischen Demokratie“ träumt, meint er diese immer im Sinne einer Monarchie.⁹⁵ Der Adel gibt sich als Souverän, der sich nicht nur

⁸⁹ Vgl. ebd. S.65.

⁹⁰ Vgl. ebd. S.19.

⁹¹ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.255.

⁹² Vgl. Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.15.

⁹³ Vgl. ebd.

⁹⁴ Ebd. S.9.

⁹⁵ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.176.

soziologisch bedingt, sondern auch aufgrund vermeintlich vorhandener anthropologischer Überlegenheit dem Volk höherstellt. In dieser Position ist er zum Regieren legitimiert. Dem Adel kommt jedoch noch eine weitere Aufgabe im Staate zu, und zwar jene des Erhalters. Der Adel fungiert als eine Art Schutzherr. Schützenswert erscheint in diesem Kontext vor allem der ideelle Wert des „Germanentums“. Der Prinz ist dabei weniger als hierarchische Erbfolge innerhalb eines monarchischen Herrschaftsgefüges zu verstehen, sondern ähnlich dem Germanen, als eine metaphysische Idee. Der Prinz ist zugleich Person sowie Symbol und dabei stets als „Erscheinungsbild wertvoll“⁹⁶. Der Prinz steht als mystifiziertes Sinnbild, als ein „Symbol für einen Lebenswillen“⁹⁷, dem Volk verpflichtend gegenüber, denn die „Majestät ist eine Vorstellung der germanischen Volksseele“⁹⁸. Für Müller ist damit die Idee des „Germanen“ implizit auch immer untrennbar mit jener der Monarchie verbunden. Zusammenfassend stellt sich der Adel als Träger des „Germanischen“ heraus, wobei dieses innewohnende Prinzip im Prinzen seine höchste Art der Ausformung ausbildet, indem das „Germanische“ in ihm seine vorläufige Vollendung findet.

An dieser Stelle sei der Prinz vor allem als österreichischer Sonderfall noch einmal hervorgehoben. Müller, der sich in erster Linie als Österreicher identifiziert, sieht in der Funktion des Prinzen einen Wert, der mit keinem anderen zu vergleichen ist. Der Prinz ist demnach Symbol und hätte in Österreich als zugleich höchster „Adeliger und Germane“ eine „Funktion“ zu erfüllen.⁹⁹ Einerseits gilt es, den „germanischen Gedanken“ hinauszutragen und eine Art Kulturimperialismus zu betreiben¹⁰⁰, andererseits steht und fällt mit dem Bestehen Österreichs die deutsche „Weltkultur“¹⁰¹, denn der versinnbildlichte „Vertreter des Germanismus“¹⁰² sei lediglich in Gestalt Österreichs zu finden. In dieser Funktion kürt Müller Österreich als die einzig logische Kraft, welche in der Lage wäre, die Völker zu einen.¹⁰³ Dies verwundert wiederum kaum, beachtet man die tiefgründige Bewunderung, die Müller gegenüber dem Vielvölkerstaat der Habsburger hegt. Darin liegt auch das Hauptargument der politischen Diskussion innerhalb Müllers erstem großen Essays begraben. Österreich soll im Schlepptau des bundesdeutschen Nachbarn als exekutive Kraft im Kampf um die Germanisierung der Welt auftreten. Dass Müllers Methodik dabei nicht immer die

⁹⁶ Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.10.

⁹⁷ Ebd. S.11.

⁹⁸ Ebd. S.10.

⁹⁹ Vgl. Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.21.

¹⁰⁰ Vgl. ebd. S.19.

¹⁰¹ Ebd. S.20.

¹⁰² Ebd. S.34.

¹⁰³ Vgl. ebd. S.20-21.

kompromissfreundlichste ist, wurde ja bereits gezeigt. Im Schulterschluss heißt das auch, dass Müllers Forderungen sich stets als Handlungsweisen darstellen. Politik ist in Müllers Essayistik um 1914 nicht bloß graue Theorie, sondern *aktive Tat*, oder wie es Helmes formuliert: „[U]nd so überrascht es nicht weiter, daß ihm seine politischen Forderungen nicht allein theoretische Maxime bleiben, sondern Handlungsnormen werden.“¹⁰⁴

Man muss nicht besonders spitzfindig sein, um zu erkennen, dass Müller sich hier eindeutig aus dem Repertoire faschistischer Systeme bedient, noch lange bevor diese überhaupt systematisch über Europa hinwegfegten. Müller spricht hier ein klares Urteil gegen die Prinzipien demokratischer und parlamentarischer Vorstellungen einer Gesellschaft aus und reiht sich dabei selbst in diese Tradition der „Zuchtgermanen“ ein.¹⁰⁵ Auch auf der Ebene des Körpers lässt sich diese These aufgrund damaliger Weggefährten, die ihm als eine Blaupause des exaltierten, körperlich kräftigen „Germanen“ beschreiben, bestätigen.¹⁰⁶ Nicht unerwähnt soll dabei bleiben, dass Müller sich immer für die souveräne Eigenständigkeit Österreichs gegenüber seinen deutschen Nachbarn ausspricht. Eine Annexion spielt in den Überlegungen Müllers in keiner Phase seines politischen Denkens auch nur die geringste Rolle. „Der deutsche Geist ist restlos erst in einem deutschen Reich und einem Österreich ausgedrückt“¹⁰⁷, schreibt Müller an einer Stelle. Demnach soll eine „Arbeitsteilung“ der beiden Staaten von statten gehen, um die „Germanisierung“ voranzutreiben.¹⁰⁸ In Anbetracht dessen, wie sich Müllers Konzeption des „Germanen“ und des „Germanentums“ situiert, stellt Helmes fest, dass die außenpolitischen Ziele, die zunächst Richtung Mittelmeer hinsteuern, sich vor allem als „Bollwerk gegen nicht-,germanische“ Kulturen“ konstituieren. Überdies verleiht Günter Helmes jener Vermutung Nachdruck, wonach neben der Idee eines ideologischen Walls gegen die drohende Armada fremder Kulturen die Errichtung eines Meerzugangs vor allem dem Wunsch weiterer Expansionsgelüsten gerecht werden würde. Dabei ist alles dem höchsten Ziel einer germanisierten Welt untergeordnet.¹⁰⁹ Österreich soll dabei als „Erzieher fremder Völker“¹¹⁰ fungieren. Beide, Österreich wie Deutschland,

¹⁰⁴ Helmes: Themen und Tendenzen. S.8.

¹⁰⁵ Vgl. ebd. S.7-8.

¹⁰⁶ Vgl. Heckner: Tropen als Tropus. S.19-21.

¹⁰⁷ Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.21-22.

¹⁰⁸ Vgl. ebd. S.24.

¹⁰⁹ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.178.

¹¹⁰ Vgl. Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.26.

verfolgen laut Müller dieselben Ziele und Vorstellungen einer Kulturidee; die „Idee vom Germanen“¹¹¹. Gemäß dem Motto: „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“¹¹²

An dieser Stelle sei ein vorläufiges Resümee erlaubt. Auffallend ist zunächst, dass sich Müllers politische Reflexionen in seiner Frühphase beinahe ausschließlich außenpolitischen Zielen widmen, die, wie bereits mehrfach angedeutet und beschrieben, immer im Kontext der „Germanisierung“ und der Ausbreitung des „germanischen“ Kulturguts stehen. Fragen zu innerpolitischen Diskursen werden dabei großteils vernachlässigt, wenn, dann nur peripher behandelt, oft gar nur angedeutet. Das eindeutige Gros seiner Bestrebungen lässt sich indes global verorten. Entsprechendes führt auch Helmes an, indem er feststellt, dass elementare, innenpolitische Fragestellungen komplett ausgespart bleiben. Dies scheint Müller damit zu rechtfertigen, dass der Großteil der Bevölkerung für derlei Fragen keinen Sinn zu haben scheint, da diese lediglich eine Ansammlung Minderbemittelter sei.¹¹³ Schließlich lassen sich die gesellschaftspolitischen Thesen der frühen Essayistik Müllers auf drei Schlagwörter reduzieren: Kulturimperialismus, Rassismus und Pannationalismus. Diese Trias ist wiederum in ein allumfassendes, staatstragendes Prinzip eingebettet: das Prinzip des „Germanen“ und seiner ideologischen, wie gesellschaftspolitischen Umsetzung und Realisierung im Sinne einer „Germanisierung“. Dieses Ideal einer Gesellschaft ist es, dessen Verantwortung er vor allem in die Hände Österreichs und Deutschlands legt.

Am Ende seines Essays *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* schließt Müller mit einer Prognose betreffend Erzherzog Karl Franz Josef. Müller fühlt sich mit der Frage konfrontiert, ob denn der Prinz seiner Aufgabe, zu der er nun unverhofft gekommen ist, gewachsen sei. „Wie wird der Prinz wissen, woran er ist?“, fragt sich Müller, nur um noch im selben Moment derlei Zweifel beiseite zu wischen. Denn der „Prinz wird an die Brandung gehen, wenn die Flut das Herz des Volkes anspült. Er wird sehen.“¹¹⁴

Müllers kolonialimperialistische Kulturrevolution, die er vor und noch mit gewissen Abstrichen während des Ersten Weltkriegs artikuliert, muss nachbetrachtet in all ihrer überschwänglichen Euphorie und Kompromisslosigkeit als utopische Wahnvorstellung begutachtet werden. Er ist einer Idee aufgesessen, die sich aus einer Geisteshaltung speist, die sich in einem allgemeinen, zeitgenössischen Diskurs von völkisch aufgeladenen Expansionssehnsüchten wälzt. Müllers Interpretation einer kolonialen Machtexpansion geht dabei weit

¹¹¹ Ebd. S.28.

¹¹² Ebd. S.26.

¹¹³ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.182. In diesem Zusammenhang zitiert Helmes hier Müller mit „Lumpe und Schafsköpfe“.

¹¹⁴ Vgl. Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.83.

über die Dimension eines machtpolitischen Imperialismus hinaus. Seine Idee bedingt zunächst eine ideelle Expansion im Geist, hier präfiguriert sich die *Tat*. Müller ist in seinen Ausführungen dabei derartig utopisch, dass man glauben könnte, er hätte den Verstand verloren. Geradezu manisch, wie ein Getriebener seiner eigenen Utopie der „Germanisierung“, schreibt er gegen die offensichtliche Unmöglichkeit der Realisierung an. Doch es ist gerade eben diese fühlbare Unmöglichkeit, seine Vorstellungen in die *Tat* umzusetzen, welche in Müller den innerlichen Drang auszulösen scheint, umso radikaler und prägnanter gerade auf die Notwendigkeit der Umsetzung hinzuweisen. Der offensichtliche Wahnsinn, der in seiner politischen Programmatik liegt, bleibt als ein bestimmendes Stilmittel seiner Essayistik auch lange nach 1914 manifest. Der Wahnsinn ist bei Müller noch an anderer Stelle einmal von Bedeutung. Im Roman *Tropen*. stellt sich der Wahnsinn in Form des Tropenkollers als Gegenentwurf zur Wirklichkeit dar. Der Tropenkoller wird hierbei zum Sinnbild einer surrealen, exzessiven Trance. An dieser Stelle sei Thomas Schwarz zitiert, der in seiner Arbeit *Robert Müllers Tropen. Ein Reiseführer in den imperialen Exotismus* dazu Stellung bezieht:

Das um 1900 vieldiskutierte Phänomen des Tropenkollers prädestiniert diese Zone als Handlungsort für einen Roman, der seine Leser in eine Gegenwelt zur bürgerlichen Rationalität führt. An diesem Raum haften Konnotationen, die ihn für eine Darstellung wahnsinniger Exzesse in besonderem Maß geeignet machen.¹¹⁵

Am Ende sei noch ein weiteres Mal auf Helmes Bezug genommen. Konstatiert dieser in seinem Fazit zu *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?*, dass der „Geistige“ bei Müller „durch seine ethnologische Herkunft und einer Klassenzugehörigkeit definiert“ sei, so ist dem prinzipiell zuzustimmen. Die Schlussfolgerung daraus halte ich jedoch für ein wenig unpräzise. Hier behauptet Helmes: „[E]r [der Geistige] ist ‚Germane‘ und, weil einzig dort reinrassig, von Adel.“¹¹⁶

Dem kann nur bedingt beigespflichtet werden. Müller meint zwar, dass der Adel die höchste Ausformung des Germanen darstellen würde, jedoch „reinrassig“, wie es Helmes behauptet, ist auch dieser nicht.¹¹⁷ Vielmehr gilt auch für den Adel das Credo der „Mischung als Idee“.

¹¹⁵ Schwarz, Thomas. *Robert Müllers Tropen. Ein Reiseführer in den imperialen Exotismus*. Heidelberg: Synchron 2006. S.159.

¹¹⁶ Vgl. Helmes: *Themen und Tendenzen*. S.180.

¹¹⁷ Vgl. Müller, Robert: *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.29. „Wir sind uns darüber einig, daß es den reinen Germanen nicht [...]“.

2.2.2 Der Krieg als Mythos

Der Erste Weltkrieg. Er ist die Urkatastrophe und der Weltenbrand, der alle bisher bekannten Maßstäbe industrieller Mobilmachung und Kriegsführung sprengt. Durch das Attentat von Sarajevo wird auf dramatische Weise jener Konflikt sichtbar, welcher sich bis dahin noch im Verborgenen abgezeichnet hatte. Dieses Attentat ist buchstäblich im selben Maße tragischer wie auch ironischer Startschuss eines bis dato beispiellosen Krieges, der am Ende zahllose Menschenleben und ein in Schutt und Asche liegendes Europa zu verantworten hat.

Zunächst ist es jedoch der Krieg, der fasziniert, geradezu begeistert. Auch Müller selbst scheint wie besessen zu sein, den Krieg als die Krönung einer kollektiven Katharsis herbeizufiebert. Dieser Katharsis soll der neue Typus schlussendlich entspringen. Der Krieg fügt sich nahtlos als Mythos der Geburt des Neuen Menschen in die Programmatik Müllers ein. Der Neue Mensch als Sinnbild eines progressiven Typus, der seine Altlasten, Fehler und Unzulänglichkeiten im Schutt und Staub begräbt und aus selbigen wieder neu geformt werden soll, wird als Legitimation des Krieges herangezogen.¹¹⁸ Der expressionistische Neue Mensch stellt sich dabei nicht als utopische Opposition dem Krieg entgegen, sondern nimmt den Krieg als notwendigen Anlass und Bedingung seiner Entstehung.¹¹⁹ Der Krieg scheint für Müller eine Art Synonym zu sein für die bevorstehende Metamorphose des Menschen. Dieser soll den alten Typus unter seinen Trümmern begraben und den Neuen Menschen gebären. Für Müller ist Krieg demnach nicht nur ein machtpolitischer Kampf, sondern auch ein gesellschafts- und kulturpolitischer Prozess. Nicht als destruktives Moment, sondern als konstruktive Genese nimmt der Krieg in Müllers Thesenbildung zunächst eine schöpferische Position ein. „Der Krieg als solcher ist nicht wünschbar, sondern in seinen ethischen Erscheinungen und in seiner Produktivität“, schreibt Müller 1912 und prononciert diesen stets als einen Kampf, der nur Gewinner kennt. Denn Krieg ist für Robert Müller stets mit dem Sieg verbunden, alles andere wäre demnach „kein Krieg, sondern Krankheit“.¹²⁰ Bereits zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs beschreibt Müller den Krieg als ein durch und durch positives Ereignis, das wenig mit den archetypischen Assoziationen wie Genozid und

¹¹⁸ Dieses Motiv wird auch in Müllers Roman „Tropen“ in Personifikation von Slim behandelt. Dieser muss zuerst sterben, sodass der Neue Mensch entstehen kann.

¹¹⁹ Kiefer, Klaus: Diskurswandel im Werk Carl Einsteins. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der europäischen Avantgarde. Tübingen: Niemeyer 1994. S.207.

¹²⁰ Vgl. Müller, Robert: Apologie des Krieges. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.): Kritische Schriften I. Paderborn. Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S.49.

Gewalt gemein hat. Schließlich sei der Krieg „mitnichten wider die Kultur, denn er ist selbst Kultur“¹²¹.

„Denn wenn das Körperliche vehement wird, ist es Geist, und wenn Tausende in der Schlacht als empirisch wertbare Objekte eingehen, steht Einer siegreich auf - der Mensch.“¹²² Müllers Verständnis von Krieg als ein anthropologisches Konzept ist als Symptom seiner Zeit zu betrachten, vor allen Dingen insofern, da das Verlangen nach einer progressiven Erneuerung des Typus Mensch hier besonders akut auftritt. Tradierte gesellschaftliche Muster, welche tief in das kollektive anthropologische Verständnis verankert sind, sollen aufgebrochen und neu ausdifferenziert werden. Günter Helmes deutet Müller als einen vor allem in seiner Wortwahl äußerst bedachten Essayisten. Dies ist dahingehend von Bedeutung, da dieser es anhand bedachter Abfolgen von Sätzen und pointierter Schlagwörter schafft, seine Forderungen, seien sie noch so widersprüchlich, stets in außerordentlich prägnanter Vehemenz zu vermitteln. Gerade dieser sprachlichen Finesse Müllers liegt die Konsequenz seiner Theorien zu Grunde. Kein Wort wird dem Zufall überlassen, alles wird im Sinne des aktivistisch motivierten Sinnbilds eines genuinen Krieges untergeordnet:

Und dieser „Krieg“ entsteht nicht etwa, sondern „kommt (...) in die Welt“, wodurch seine Entstehung als Herkunft umgedeutet und in das Assoziationsfeld von Geburt oder extraterrestrischer Abstammung gerückt wird. „Krieg“ gerät zum Mythos [...].¹²³

Doch wie bei vielen seiner Zeitgenossen schlägt die Kriegseuphorie bald darauf in die bittere Erkenntnis um, einem Trug- und Zerrbild auf dem Leim gegangen zu sein. Der Mythos beraubt sich seiner eigenen Illusion. Wenn der Frontsoldat Müller in einem Brief von 1915 an den Herausgeber des *Brenner* Ludwig v. Ficker darüber schreibt, dass der gegenwärtige Krieg lediglich als eine weitere „Probe auf die deutsche Geistigkeit“¹²⁴ zu verstehen sei, ist dies als das letzte Zucken einer Idee zu begreifen, welche schließlich, durch das Trauma des Krieges entmystifiziert, in sich implodiert. Der noch zu Beginn des Ersten Weltkriegs weitverbreitete Hurra-Patriotismus beginnt sich immer mehr zu verflüchtigen und in pures Entsetzen umzuschlagen. Was man im deutschen Kaiserreich als Augusterlebnis oder Geist von 1914 kennt, findet auch in der Donaumonarchie seinen Niederschlag. Zahlreiche Zeitgenossen aus allen Disziplinen, wie unter anderem auch Sigmund Freud, galten lange als glühende Verfechter eines Krieges, der als *Reinigungsprozess* stilisiert wurde. Freud selbst bekundet

¹²¹ Ebd. S.48.

¹²² Ebd. S.45.

¹²³ Helmes: Themen und Tendenzen. S.239.

¹²⁴ Müller, Robert: Brief vom 26. Feber 1915 an Ludwig v. Ficker. In: Reichmann (Hg.):Briefe und Verstreutes. S.66.

1914 noch voller Stolz, dass nun im Angesicht des Krieges seine „ganze Libido“¹²⁵ allein Österreich-Ungarn gehören würde. Später sollte auch er, wie viele andere auch, ernüchternd feststellen, dass er von einer Scheinvorstellung des Kriegs fehlgeleitet wurde. Kurt Tucholsky erinnert sich 1924 in seinem Essay *Der Geist von 1914* folgendermaßen:

Glockenläuten, Girlanden, Freibier, Juhu und Hurra – ein großer Rummelplatz war meine Heimat, und von dem Krieg, in den sie da ging, hatte sie nicht die leiseste Vorstellung. »Krieg ist, wenn die andern sterben. Helden – es waren nicht einmal Helden in dem Augenblick. Es waren die armen und rohen Genepten einer Bauernkirchweih. Und dann ging es los.¹²⁶

Inmitten dieser Umbrüche und der kollektiven Aufbruchsstimmung meldet sich Robert Müller am 5.9.1914 als Freiwilliger zum Dienst an der Waffe. Noch während seines Fronteinsatzes heiratete er seine damalige Lebensgefährtin Olga Erna Estermann. Sein Bruder Erwin vertrat ihn während der Trauung. 1915 kehrte Müller schlussendlich in Folge eines Nervenschocks, hervorgerufen durch eine Granatenexplosion, als Kriegsinvalide zurück nach Österreich. Doch der Krieg hinterließ nebst körperlichen auch psychische Spuren, welche sich tief in die Seele Müllers eingruben.¹²⁷ Sein Freund und Weggefährte Arthur Ernst Rutra erinnert sich 1927 an Robert Müllers Rückkehr folgendermaßen: „Tief erschüttert kam er vom furchtbaren Morden am Isonzo zurück, entschlossen zur Desertion, wenn er zurück müßte.“¹²⁸ Vieles, was Müller an der Front miterleben musste, wurde er zeitlebens nicht mehr los. Der anfängliche Kriegseifer wich allmählich der Ernüchterung. Wer glaubte, der Krieg würde ein kurzer und rascher werden, wurde von der desillusionierenden Wirkung der Kriegserfahrung an der Front eines Besseren belehrt. Aus den Worten Rutras lässt sich schließen, dass hier bereits die Saat ausgelegt wurde für den späteren Pazifismus Müllers, auch wenn dies sein parallel erschienener Essay *Macht. Psychopolitische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges* (1915) noch nicht erahnen lässt. Gerade Müller, der Karl Kraus, dem Paradetypus des Pazifisten, ein wütendes Pamphlet mit dem Titel *Karl Kraus oder Dalai Lama, der dunkle Priester. Eine Nervenabtötung* (1914) gewidmet hatte, wechselt nun just auf die Seite seines langjährigen Kontrahenten.¹²⁹ Robert Müller wurde quasi über Nacht zum Pazifisten.¹³⁰

¹²⁵ Rattner, Josef/Danzer, Gerhard (Hg.): Politik und Psychoanalyse: Plädoyer für sein Leben in Freiheit, Vernunft und Frieden. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S.63.

¹²⁶ Tucholsky, Kurt: Der Geist von 1914. In: Gerold-Tucholsky, Mary/Raddatz, Fritz (Hg.): Kurt Tucholsky. 1907-1924. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. 1960. (Gesammelte Werke. 1). S.1201.

¹²⁷ Vgl. Heckner, Stephanie: Die Tropen als Tropus. S.32-33.

¹²⁸ Rutra, Arthur Ernst: Zum Andenken an Robert Müller. Pionier und Kamerad. In: die Literarische Welt, Nr. 34, 26.9.1927, S.1. Zitiert nach: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. S.317.

¹²⁹ Vgl. Müller, Robert: Karl Kraus oder der Dalai Lama, der dunkle Priester. Eine Nervenabtötung. In: Helmes/Berners (Hg.): Kritische Schriften I. S. 137. Kraus und Müller waren zeitlebens zerstritten, was das ein oder anderen Scharmützel der beiden zu Resultat hatte. In „Karl Kraus oder der Dalai Lama, der dunkle Priester“ beginnt Müller wie folgt: „Die Fackel. Was ist das? Das ist eine lange Geschichte mit einem kurzen Prozeß.“

¹³⁰ Vgl. Heckner: Die Tropen als Tropus. S.33.

Um kurz bei Kraus innezuhalten; Müller hatte ein ganz spezielles Verhältnis zu Karl Kraus, was sich auch aus seinen Schriften und der eben genannten Polemik erschließen lässt. Bis auf ein paar kleine Sticheleien¹³¹ in Kraus' *Fackel* ließ dieser sich lange zu keinem Gegenschlag hinreißen, bis er Müller in seiner Operette *Literatur oder Man wird doch das sehn* (1921) öffentlich karikierte.¹³² Heckner erfuhr im Gespräch mit Peter Müller, dass es anlässlich der Veröffentlichung der Operette zu einer handfesten Auseinandersetzung gekommen sei, in dem Müller seinen *liebsten Feind* inmitten eines Wiener Kaffeehauses eine schallende Ohrfeige verpasst haben soll.¹³³ Noch ein Jahr zuvor, das geht aus einem Briefwechsel zwischen Ephraim Frisch, dem Herausgeber der Zeitschrift *Neuer Merkur*, und Müller hervor, schien es, als ob sich die Wogen bereits allmählich geglättet hätten, bevor sie durch den eben beschriebenen Affront wieder hochgingen. Auf die Anfrage Frischs, ob Müller nicht Lust hätte, umfassender über Karl Kraus zu schreiben¹³⁴, antwortet dieser 1920 wie folgt:

Was die Karl Kraus-Anfrage betrifft, so würde ich ja ganz gerne über diese Erscheinung schreiben und ich hätte heute auch eine freundliche Einstellung zu ihr. Die Sache liegt aber so, daß ich im Jahre 1914 mit Kraus einen heftigen Streit hatte und gegen ihn ein Pamphlet schrieb. Die Jahre haben es mit sich gebracht, daß ich ihm heute trotzdem ganz objektiv und anerkennend gegenüberstehe. Würde ich aber heute objektiv über ihn schreiben, so würde er es als eine Anbiederung auffassen, was ich vermeiden will.¹³⁵

Die Antwort Kraus' auf die Polemik Müllers war ebenfalls - wie könnte es anders sein - Polemik. Wie bereits erwähnt, bedachte Kraus Robert Müller 1916 in seiner *Fackel* mit einigen bissigen Kommentaren, was der Rivalität zwischen den beiden nur noch zuträglich wurde. Nun ist eine Erwähnung in Kraus' *Fackel* ein durchaus zweischneidiges Schwert. Bedeutet es zum einen, sich möglichst großer Unbeliebtheit beim Besagten zu erfreuen, darf es zum anderen durchaus als Auszeichnung gelten, mit einer Polemik von Kraus bedacht zu werden, geht man davon aus, dass Kraus Robert Müller als intellektuellen Gegner wohl durchaus gewisse Wertschätzung entgegenbrachte. In der Kraus-Forschung wird deshalb Robert Müller immer wieder als derjenige ausgewiesen, der sich wohl am ehesten mit dem sprachlich brillanten und intellektuell bissigen Kraus messen konnte, weshalb seine Polemik

¹³¹ Kraus, Karl: Aus der Sudelküche. Die Fackel. Nr. 561-567 März (1921). S.55. Hier spricht Kraus von Müller als einen „der dynamischsten Nichtskönner der neueren Literatur“.

¹³² Heckner: Die Tropen als Tropus. S.32. Müller wird hier gleich doppelt karikiert, indem Kraus ihn in die Figuren von Harald Brüller und Brahmanuel Leiser aufspaltet.

¹³³ Vgl. ebd.

¹³⁴ Vgl. Ephraim, Frisch: Brief vom 17. Juni 1920 an Robert Müller. In: Reichmann (Hg.): Briefe und Verstreutes. S.101-102.

¹³⁵ Müller, Robert: Brief vom 30. Juni 1920 an Ephraim Frisch. In: Reichmann (Hg.): Briefe und Verstreutes. S.101.

Karl Kraus oder Dalai Lama, der dunkle Priester allgemein als das gelungenste Pamphlet gegen den großen Kraus, den weißen „Hohepriester der Wahrheit“¹³⁶ gelten darf.¹³⁷

Müllers in den Kriegsjahren verfasster Essay *Macht* lässt noch nicht erahnen, wie sehr der Krieg ihn desillusioniert haben muss. Im Gegenteil, der Essay setzt mit stoischer Konsequenz das fort, was Müller mit seinen Ausführungen in *Was erwartet Österreich von seinen jungen Thronfolger?* vor dem Krieg begonnen hatte. Noch immer geht es um eine geistige Elite, der ein ausschließlicher Machtanspruch zu Grunde liegt und die Geschicke des Staates lenken soll. Was jedoch auffällt, ist, dass sich Müllers sprachlicher Ausdruck verändert. Er ist konsequenter, klarer, ja noch radikaler als in seinen Ausführungen vor Kriegsbeginn. Mit Fortdauer des Krieges geht auch Müller in seiner Argumentation zunehmend in die Offensive. Wie einst an der Front attackiert Müller alles, was sich ihm und seiner Idee des „Germanen“ in den Weg stellt; mit dem Unterschied, dass nun das Wort zur Waffe wird. Verbale Rundumschläge sind die Folge. Der Essay *Macht* ist demnach nicht nur Kriegspropaganda, sondern auch Pamphlet gegen alle Instanzen potenzieller Oppositionen, die sich gegen die „germanische“ Idee zu etablieren versuchen. Mit Scheuklappen an den Schläfen und mit verbissener Konsequenz stellt sich Müller gegen jedwede Kritik, die an der Rechtmäßigkeit dieses Krieges und dem politischen Handeln Österreichs und Deutschlands Zweifel erhebt. Dies bekam auch das Lager des ausländischen Klassenfeinds zu spüren. Der irische Dramatiker George Bernard Shaw kritisiert etwa das imperiale Vorgehen Deutschlands gegenüber dem neutralen Belgien, welches 1915 vom deutschen Militär besetzt worden war, in seiner politischen Schrift *Common Sense About the War* (1915) folgendermaßen:

We have not protected Belgium: Belgium has protected us at the cost of being conquered by Germany. It is now our sacred duty to drive the Germans out of Belgium.¹³⁸
It left us quite clearly in the position of the responsible policeman of the west. There was nobody else in Europe strong enough to chain "the mad dog".¹³⁹

Deutschland, der tollwütige Hund, muss demnach also eingefangen werden. Die Rolle des Hundefängers schreibt Shaw den Engländern zu. Müller reagiert auf diesen Angriff in gewohnter Polemik, indem er Shaw in seinem Essay unvermittelt angreift: „Shaw meinte, das Volk der Dichter und Denker sei ein freundlicher, die belgischen Eroberer ein garstiger

¹³⁶ Trakl, Georg: In den Nachmittag geflüstert. Gedichte 1904-1914. Wiesbaden: marixverlag, 2009. S.135.

¹³⁷ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.7. Helmes argumentiert in Übereinkunft mit den Untersuchungen von Hans Heinz Hahn und Jens Malte Fischer, die beide zu dem Entschluss gekommen sind, dass hier und da die in Müllers Pamphlet aufkeimenden Vorwürfe zwar nicht haltbar wären, jedoch dieses in seiner sprachlichen Brillanz sein zweites sucht.

¹³⁸ Shaw, Bernard Georg: *Common Sense About the War*. In: *Current History of the European War*. Vol.1-No.1. What Men of Letters Say. The New York Times Company 1915. S.30.

¹³⁹ Ebd. S.26.

Anblick. Dieses Konversationsurteil ist kindisch und unverschämt.“¹⁴⁰ Diese Abwehrhaltung gegenüber ausländischen Oppositionellen hält der Essay bis zum Schluss konstant aufrecht, indem er die imperialistischen und militärisch motivierten Manöver vor allem seitens der Deutschen zu legitimieren versucht. Keiner soll schließlich dem Deutschen Reich vorwerfen können, sich rein aus machtpolitischen Interessen Belgien unter den Nagel reißen zu wollen. Die Motive seien weitaus *edler*: „Für uns Deutsche handelt es sich gar nicht um den Überfall auf fremde Staaten oder die Annexion Belgiens. Diese Dinge liegen ganz an den Ausläufern.“¹⁴¹ Interessant erscheint hier, wie Müller nun in Anbetracht der gegebenen Umstände wieder verstärkt auf ein Wir-Gefühl zurückgreift.

Imperialismus ist Müller wie schon in seiner vorangegangenen Abhandlung immer noch zuwider, doch nichts anderes als dessen kriegerische und unterdrückende Ausprägung propagiert er zuweilen nun in seinem Essay *Macht*. Müller räumt sogar ein, Belgien, diese „Garnitur hübscher alter Kirchen“, wie er es süffisant formuliert, zur Not auch dem Erdboden gleichmachen zu wollen. Auch hier sucht und findet Müller nach Antworten, die den Einmarsch ins neutrale Belgien rechtfertigen würden. Wenn man die Deutschen doch nur frei gewähren ließe; sie würden Belgien wieder zu einer „Neuheit aufbauen“, beteuert Müller und versucht sein Argument mittels einer Analogie - angelehnt an Nietzsche - zu untermauern: „Zarathustra lehrte: Die Tafeln des Gesetzes sind zu brechen. Meißelt neue aus“.¹⁴²

Gegenüber früherer Publikation unterscheidet sich sein Essay *Macht* vor allem insofern, dass sich die Termini ändern. Nun ist nicht mehr von den „Germanen“ und einer „Germanisierung“ die Rede, sondern Müller präzisiert seine Formulierungen dahingehend, dass er nun von den „Deutschen“ spricht. Die Begrifflichkeit verliert das Schemenhafte und erfährt eine Fokussierung. Helmes ortet in dieser Wandlung des Terminus eine Art Selbsteingeständnis Müllers. Demnach darf der Wechsel der Terminologie nicht als ein Akt begrifflicher Inkonsistenz gelten, sondern er ist vielmehr unmittelbares Zeugnis einer konzeptionellen Tabula Rasa, die sich zwangsläufig aus den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs ergibt.¹⁴³ Die „Idee vom Germanen“ hatte sich bis dato als durch nichts zu erschütternder Elfenbeinturm erwiesen, doch mit jedem weiteren Granateneinschlag und jeder abgefeuerten Gewehrssalve droht dieses Konzept nun in sich zusammenzustürzen. Erst die brachiale und zutiefst erschütternde Urgewalt des Krieges lässt Müller zur Einsicht kommen, dass sich seine vermeintlichen Realvorstellungen des „Germanen“ schlagartig zum utopischen

¹⁴⁰ Müller, Robert: *Macht. Psychopolitische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges*. In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.96.

¹⁴¹ Vgl. ebd. S.88.

¹⁴² Vgl. ebd. S.99.

¹⁴³ Vgl. Helmes: *Themen und Tendenzen*. S.188.

Ideal wandeln. Für Helmes lässt sich dieser Umstand gewissermaßen ins Paradoxe deuten, indem die Einsicht der Fiktion hinsichtlich der Utopie des „Germanen“ damit einhergeht, dass Müllers Denken absurderweise an „Realitätsgehalt“ gewinnt.¹⁴⁴ Aus dieser Rationalisierung der Utopie artikulieren sich nun weitaus *weltlichere* Ziele als noch vor Kriegsbeginn. Nun klingen seine Forderungen gemäßigter und vor allen Dingen nüchterner. Vorübergehend liegt es Müller daran, weitaus weltlicheren Idealen nachzueifern. Konkret meint er damit, das ökonomische Kapital fremder Staaten für sich nutzbar zu machen.¹⁴⁵ Es kommt zu einer Revidierung und Relativierung seiner Forderungen vor 1915, indem er nun günstige Handelsverträge, Zollbünde und eine Militärunion auch als eine „Form der Eroberung“¹⁴⁶ ausgibt. Seine Außenpolitik driftet nun endgültig in Sphären ab, in welchen er sich nicht mehr sonderlich von den von ihm so geschmähten Imperialisten unterscheidet.¹⁴⁷ Offensichtlich wird dieser Wechsel seiner imperialistischen Prämissen, indem er sich quasi selbst enttarnt und unverblümt von Ressourcenabbau in den potentiellen Kolonien spricht:

Türkische, arabische sudanesishe und Bantu-Gehirne warten auf seinen exploitierenden und findigen Fleiß in gleicher Weise wie Kupferminen in Katanga, Erze in der reichen Ukraine, Kohlen in Asien, Früchte und Erdprodukte auf unermeßliche heute toten Flächen. [...] Denker, Künstler und Professoren gehen als Kolonisatoren in den Orient.¹⁴⁸

Ein Kontinuum in Müllers Programm bleibt jedoch bestehen. Laut Müller darf Österreich sich immer noch als das Paradebeispiel eines „internationalen europäischen Rassestaat[s]“ bezeichnen. Das „talentierete“ Österreich sei demnach eine „Ahnung“ wie ein solcher Rassestaat zu machen sei: „Viele Sprachen, viele Völker, eine Rasse, eine Kultur“.¹⁴⁹

Die Kehrtwende in Müllers Auseinandersetzung mit dem Krieg lässt 1915 zunächst noch auf sich warten. Stattdessen reagiert er trotzig, als wären die vernichtenden Niederlagen österreichischer und deutscher Truppen an der Front das Ergebnis eines Unverständnisses der deutschen Idee gegenüber. Anstatt sich nun die Desillusion der Fronterfahrung einzugestehen, ergeht sich Müller in einem beinahe weinerlichen und vor Selbstmitleid triefenden Diskurs über die Exponiertheit der Deutschen. Dieser Umstand ist zugleich auch Sinnbild des Scheiterns seiner eigenen *deutschen Idee*. Es wirkt fast so, als wäre Müller in seiner Eitelkeit gekränkt, vor allem wenn man sich folgende Zeilen zu Gemüte führt: „Dieser Krieg hat uns über einen tief gewurzelten Irrtum belehrt. Nirgends ist Gnade für das deutsche Volk, nirgends ist Verständnis. [...] Nein, es ist kein Verständnis für uns in der Welt, nicht für uns

¹⁴⁴ Vgl. ebd. S.189.

¹⁴⁵ Vgl. ebd. S.189-190.

¹⁴⁶ Müller, Robert: Macht. In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays S. 133.

¹⁴⁷ Vgl. ebd. S.190.

¹⁴⁸ Müller, Robert: Macht. In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.139.

¹⁴⁹ Vgl. Ebd. S.133.

und unsere Not, unseren Sinn und unser Recht.“¹⁵⁰ In dieser Klimax lässt sich der Trotz, mit dem Müller immer noch vehement an seiner Idee der „Germanisierung“ zu glauben scheint, ablesen. Dabei lässt es Robert Müller auch nicht aus, sich abermals in kitschiger Eigenbeweihräucherung und Mystifizierung zu ergehen. Es verwundert daher nicht, dass gerade jetzt alte volkseinernde und identitätsstiftende Mythen wie das Nibelungenlied¹⁵¹ von Müller heraufbeschwört werden, schließlich befände man sich in dieser Stunde doch inmitten der „Einsamkeit [...] Europas“¹⁵². Weder der Slawe („[D]ie anderen können uns nicht verstehen, er will uns nicht verstehen.“¹⁵³), noch der Amerikaner („Wo bleibt aller sagenhafte *Amerikanismus* im Vergleich zu der großen Kultur- und Organisationsarbeit des *deutschen Militarismus* [...].“¹⁵⁴) können dem deutschen Volk etwas abgewinnen.

„Daheim verraten, findet das Deutschtum Verständnis und warmes Vertrauen allein bei den alten Kulturrassen des Orients“¹⁵⁵, so Müller weiter, der sich enttäuscht von Europa gen Osten in Richtung Türkei und China abwendet, welche beide „recht eigentlich die Deutschen unter den Nationen Asiens“¹⁵⁶ wären. Den Türken bezeichnet Müller sogar ganz ohne „Rassenscham als Bundesbruder in diesem Kampf der Geister“¹⁵⁷. Müllers ohnehin nur schematisch vorhandenes Gespür für Realpolitik löst sich nun endgültig in eine Aneinanderreihung nicht überprüfbarer Hypothesen auf. Die Tendenz sich dem realpolitischen Geschehen immer mehr entziehen zu wollen, stellt auch Helmes fest:

Müller weicht der Auseinandersetzung mit dem realen politisch-militärischen Geschehen zusehends aus. Eine Überprüfung der Realisierungschancen seiner welt-politischen Zielsetzungen der Vorkriegszeit und der ersten beiden Kriegsjahre anhand der realen historischen Vorgänge wird vermieden. An ihre Stelle treten entweder kulturkritische Betrachtungen oder Wiederdrucke von politisch besonders markanten Artikeln oder Textpassagen und Essays der Jahre 1912-1915.¹⁵⁸

¹⁵⁰ Müller, Robert. Macht. S.139.

¹⁵¹ Ebd. S.139-140.

¹⁵² Ebd. S.140. „Vereinsamt, wie das in sich beschlossene Schicksal des Weisen, ragt unser Treu- und Pflichtkampf aus dem Chaos der kleinen Neidschaften, ein Mythos von Licht und Dunkelmächten, ein Nibelungenkampf der Heiligkeit gegen den giftigen Dunst aus Niselheim.“

¹⁵³ Ebd.

¹⁵⁴ Ebd.

¹⁵⁵ Ebd. S.141-142.

¹⁵⁶ Ebd. S.141.

¹⁵⁷ Vgl. ebd.

¹⁵⁸ Helmes: Themen und Tendenzen. S.194.

2.2.3 Der Krieg als Aufklärer der Utopie

Es verwundert kaum, dass sich Müllers Thesen nach 1915 in Essays wie *Europäische Wege. Im Kampf um den Typus* plötzlich lesen, als wären sie lediglich Gedankenexperimenten entsprungen, anstatt konkrete gesellschaftspolitische Handlungsweisen vorzugeben. Exemplarisch sichtbar wird dieser Prozess anhand einer dualen Staatenkonstruktion, in der Müller eine bipolare Trennung von „Maschinenstaat“¹⁵⁹ und „Musikstaat“¹⁶⁰ vornimmt. Müllers Argumentation zufolge würde eine vollkommene Technisierung der Lebenswelt den Menschen von sämtlichen Alltagslasten befreien, sodass dieser sich voll seiner Kultur und Muse widmen könne. Befreit von den alltäglichen Unannehmlichkeiten ergeht sich der Mensch demnach vom „Maschinenstaat“ in den „Musikstaat“.¹⁶¹ Günter Helmes erkennt in diesem Konzept den vorläufigen Höhepunkt absurder müllerscher Staatsutopien:

Allein, indem Müller in seinen weiteren Überlegungen eine perfekte Technisierung und Organisation des menschlichen Lebens voraussetzt, eine solche zudem, die, da nicht problem erzeugend, sich selbst überlassen werden kann, verläßt er den Standpunkt historischen Erkennens. [...] Am Beispiel der Zensur während des Ersten Weltkriegs hätte Müller im eigenen Alltag erkennen können, daß sich Staat und Kultur, ‚Maschinenstaat‘ und ‚Musikstaat‘ nicht in der gleichgültigen Beziehungslosigkeit gegenüberstehen, in die er sie selbst setzt.¹⁶²

Dass dies kein Einzelfall ist, zeigen Müllers immer schwammiger werdende Thesen. Im Laufe des Ersten Weltkriegs verflachen diese zusehends, konkrete gesellschaftspolitische Programme verkommen immer mehr zu schemenhaften Skizzen. Die Bilder des Krieges dürften Robert Müller zunehmend aus seinem eng geschnürten Korsett seiner progressiven Programmatik gedrängt und ihn gewisser Weise auch gezähmt haben. Es sind vor allem die traumatischen Fronterfahrungen am Isonzo, welche Müller schlussendlich zum Pazifisten werden lassen und warum er sich ideologisch in jene Richtung bewegt, die er, unter anderem in persona von Karl Kraus, vor dem Weltkrieg noch stets verabscheut hatte. Glaubt er vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im kriegesischen Prinzip noch eine genuine, schöpferisch erneuernde Kraft zu erkennen, schlägt ihm nun die brachiale Realität des Krieges ins Gesicht, sodass der Krieg zum Aufklärer der Utopie wird. „Die furchtbare Realität, negiert die Theorie.“¹⁶³ Vor allem seine Kriegsschriften *Frontleute* und *Isonzobibel* bieten einen tiefen Einblick in die Erlebniswelt eines Menschen, der als Soldat auszog und als Pazifist zurückkehrte. Günter Helmes sieht in beiden Kriegsberichterstattungen „vorwiegend das freilich verschämte Eingeständnis eines ‚kriegerischen Pazifisten‘, dessen Projektion

¹⁵⁹ Müller, Robert: *Europäische Wege im Kampf um den Typus*. In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.205.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Vgl. Helmes: *Themen und Tendenzen*. S.196.

¹⁶² Ebd.

¹⁶³ Pflaum: *Politischer Expressionismus*. S.51.

archaischer Kriegsideale auf den modernen Massenkrieg scheitert und der sich folglich zu einem ‚Pazifismus der Tat‘ wendet“¹⁶⁴. Nachdem das Kriegsgeschehen in *Frontleute* und *Isonzobibel* noch relativ nüchtern¹⁶⁵ beschrieben wird, schildert ein rückblickender Müller 1923 auf besonders anatomische und mitunter erregte Art und Weise seine Erfahrungen aus dem Fronteinsatz:

Ich habe nie aufgelegte Feigheit erlebt. Aber wir waren eigentlich stets todesbang. Und so habe ich mir den modernen Helden gut angesehen. Es war immer Kummer in seinem Gesichte, Ödigkeit, Verlassenheit. Dann dieses Gefühl, wenn Befehl kommt, »bis zum letzten Mann«, und man weiß, keine Reserve; Artillerie schießt nicht oder zweimal in der Viertelstunde; und im Befehl steht was von der großen Ehre, die zuteil wird, und man liest darin das Wohlgefallen des Kommandos rückwärts über die eigene Härte, seine moralische Arbeitsleistung, seinen trockenen Planwillen; spürt, wie man nur ein wandelndes Gewehr ist: dann ist man eisern an die Stelle geklemmt, man lacht über die Verkennung, die Einschätzung, der man menschlich ausgesetzt ist, schimpft, ironisiert, ekelt sich vor dem todsicheren Tode, der sofort daherschwirren wird und hat, gebückt, wie man deckungshalber vorschriftsmäßig ist, keine edle Haltung und kein schönes Gesicht, man ist ein Haufen Unglück und Zerrissenheit. Aber man raucht Zigaretten. Ißt die letzte Faser Rindfleisch, um nicht hungrig zu sterben, entleert sich so praktisch wie möglich und in der leisen Hoffnung, daß der an den Fingern abzuzählende Bauchschuß dann doch noch lebensmöglich ausgehen werde [...]. Kennst du denn diese grenzenlose Verlassenheit des Frontlers?¹⁶⁶

Spätestens 1916, als der Anachronismus Österreich-Ungarn in Person des Kaisers Franz Joseph I. zu Grabe getragen wird, ist selbst dem letzten kriegseuphorischen Monarchisten das tatsächliche Ausmaß des Krieges bewusst. Jetzt, wo das letzte und zugleich wertvollste Symbol des Zusammenhalts und der Wahrung der Idee einer k.u.k Doppelmonarchie nicht mehr ist, kommt vielen erst zu Bewusstsein, dass es im gegenwärtigen Krieg längst nicht mehr um Sieg oder Niederlage geht, sondern nur mehr darum, das Ausmaß der Katastrophe abzusitzen, mit der Hoffnung auf ein möglichst baldiges und schonendes Ende. Die Auswirkungen des Krieges sind dabei noch weit nach 1918 allgegenwärtig in Form von väterlosen Kindern, Witwen und traumatisierten Kriegsrückkehrern zu spüren. Die Kriegsneurose wurde zum kollektiven Trauma einer ganzen Generation, von der mitunter auch Robert Müller nicht unverschont blieb.¹⁶⁷

Der Krieg fand 1918 schlussendlich sein zu lange herbeigesehntes Ende. Der Krieg ist vorbei, doch was bleibt? Was kann man mitnehmen, und welchen Sinn ergeben die Schrecken dieser Urkatastrophe? Der übergeordnete Plan, der aus einer kollektiven, inneren Geisteshaltung gekeimt war, schien mit jedem Granateneinschlag mehr und mehr in sich

¹⁶⁴ Helmes: Themen und Tendenzen. S.100.

¹⁶⁵ Vgl. Müller, Robert: *Frontleute*. In: Helmes/Berners (Hg.): *Kritische Schriften I*. S.206. Allein die Wortwahl, die Müller in der Beschreibung seiner Kriegserlebnisse benutzt, erinnert mehr an eine Gebrauchsanweisung für den Fronteinsatz, denn an einen traumatischen Kriegsbericht. „Du wirst sehr enttäuscht sein. Denn du als Leser willst natürlich von persönlichen Erlebnissen hören. Nun, ich habe keine.[...] Ich will versuchen, dir dieses betäubende Grunderlebnis des Krieges begriffsmäßig vorzuführen.“

¹⁶⁶ Müller, Robert: *Ein Leutnant*. In: Robert Müller. *Rassen, Städte, Physiognomien*. S.214-216.

¹⁶⁷ Robert Müller erlitt 1915 einen Nervenschock aufgrund einer Granatenexplosion.

zusammenzubrechen, nur um am Ende zu einer ernüchternden Erkenntnis zu gelangen: "Erst das Lazarett zeigt, was Krieg ist."¹⁶⁸

2.2.4 Nach dem Krieg - Eine Neuorientierung

Nach dem Krieg ist vor dem Krieg. Der doppelte Sinn des eben vorangestellten Mottos erschließt sich einem nicht nur auf der Ebene der beiden Weltkriege, sondern auch hinsichtlich der Programmatik im Werk von Robert Müller. Durch die Zerschlagung der Monarchie gehört der Vielvölkerstaat nun der Vergangenheit an. Die Doppelmonarchie hatte sich zersetzt, neue Grenzen bedeuten ein neues Europa. Den Monarchien waren Republiken entsprungen. Auch Österreich hatte den Status des einstigen Kaiserreichs verloren. Mit der Monarchie finden sich auch Müllers Theorien am Scheideweg des Anachronismus wieder. Robert Müller steht nicht nur vor den Trümmern seiner Heimat, sondern ebenso seiner Idee des „Germanen“. Zurück bleibt ein Rumpf vom einstigen Habsburgerreich, ein amputierter Rest. Müller nennt es das „abgesägte und amputierte Deutsch-Österreich“¹⁶⁹. Mit dem Auszug der Kaiserfamilie aus Österreich ins Exil, verschwinden auch die letzten Spuren der Habsburgermonarchie und Wien erscheint fortan als einzig übriggebliebene Reminiszenz des altherwürdigen Reiches der Habsburger. Das durch die Verträge von St. Germain und Versailles festgesetzte Anschlussverbot Deutschösterreichs an Deutschland und die neu gezogenen Grenzen schüren indes national aufgeladene Konflikte und Identitätskrisen, womit bereits jetzt der Nährboden für reaktionäre Kräfte geschaffen wird. Die Rufe nach Annexion werden indessen immer lauter. Diese sind jedoch nicht nur ausschließlich aus dem österreichischen Lager zu entnehmen, sondern auch seitens der Weimarer Republik gibt es derlei Gelüste, wie die Eröffnungsrede des Volksbeauftragten Friedrich Ebert am 6.2.1919 im Deutschen Nationaltheater Weimar dokumentiert:

Deutschösterreich muss mit dem Mutterland für alle Zeiten vereinigt werden. Unsere Stammes- und Schicksalsgenossen dürfen versichert sein, dass wir sie im neuen Reich der deutschen Nation mit offenen Armen und Herzen willkommen heißen. Sie gehören zu uns, und wir gehören zu ihnen.¹⁷⁰

Nicht nur aus politischen Kreisen, auch innerhalb der Zivilbevölkerung vertritt man vermehrt die Meinung, dieses Restösterreich wäre in seinen nunmehrigen Grenzen nicht überlebens-

¹⁶⁸ Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues. Berlin: Propyläen-Verlag 1928. S.260.

¹⁶⁹ Müller, Robert: Noch immer Gefahren!. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Igel: Paderborn 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.232.

¹⁷⁰ Dreyer, Michael: „Lebhafter Widerspruch rechts“. Die Weimarer Nationalversammlung als Rednertribüne. Reden von Friedrich Ebert, Wilhelm Pfannkuch und Hugo Preuß. In: Ulbricht, Justus (Hg.): Weimar 1919. Chancen einer Republik. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2009. S.117.

fähig. Der Nationalismus, der die Ketten der Monarchie zu sprengen vermocht hatte, ist nun der Humus, aus dem die Republik schließlich entwächst. Eben diese Republik wird schlussendlich zum Spielball auf dem Schlachtfeld der Ideologien. Ein Kampf um die Vormacht der politischen Lager und Strömungen zwischen Sozialismus, Kommunismus und dem Nationalismus entbrennt und droht den noch jungen Staat von innen heraus zu zersetzen. Dieser Umstand bleibt auch Müller nicht unverborgenen.

In dieser Zeit der politischen Unsicherheit, Umwälzungen und Revolutionen scheint es so, als ob auch Müller wieder zu seiner politischen Progressivität findet. So ruhig es um sein politisches Engagement auch mittlerweile geworden war, so sehr scheinen ihm die politischen Unruhen der Nachkriegszeit wieder in seinem gesellschaftspolitischen Denken zu revitalisieren. Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns sowie die revolutionären Strömungen um 1918 in Deutschland veranlassen Müller, sich neuen politischen Themen anzunehmen. „Neue Gegebenheiten zwingen zur Stellungnahme“¹⁷¹, wie es Helmes in seiner Untersuchung treffend formuliert.

Was auffällt ist der Widerspruch, der sich nun gegen jene Thesen richtet, die Müller zu Kriegsbeginn noch vehement propagiert hatte. Wie wir feststellen konnten, wurde Müllers Idee einer gesellschaftspolitischen Neuordnung im Sinne einer „Germanisierung“ als utopischer Imperialismus entlarvt. Nichts anderes macht er nun, bezugnehmend auf die aktuellen Grenz- und Territorialdebatten, den Siegermächten zum Vorwurf. Müller gibt zu denken, dass „über idealistische Dinge, wie die Dolomiten und die Rheinufer [...] nicht mit derber Gewalt entschieden werden“¹⁷² könne. Wenn wir uns erinnern, sind es gerade eben diese Muster imperialer Machtausübung, die Müllers politische Sprache um 1914/15 entscheidend mitprägen, die er aber nun in ähnlicher Form in Wilsons 14-Punkte Programm heftig kritisiert und anprangert. War es nicht Müller selbst, der mit seiner Idee der „Germanisierung“ nichts anderes als imperialistische Zielsetzungen und Prämissen verfolgt hatte? Es scheint zunächst, als würde Müller dieses Faktum verdrängen, doch tatsächlich ist es so, dass er die „Germanisierung“ fremder Völker im Gegensatz zu Wilsons Absichten stets im Konnex einer metaphysischen, *kosmischen* Legitimation rechtfertigt. Müller stellt das vermeintlich *natürliche Recht* seiner Idee über die politischen Ambitionen Wilsons. Dieses *natürliche Recht* erkennt Müller in Wilsons Plan nicht wieder, sodass den darin formulierten Ansprüchen keinerlei Legitimation, die eine Umsetzung dieser rechtfertigen würde, zu

¹⁷¹ Helmes: Themen und Tendenzen. S.198.

¹⁷² Müller, Robert: Demokratischer Idealismus. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.31. Im Nachsatz bekräftigt er dies mit den Worten: „Striche auf der Landkarte, auf einem grünen Tisch ausgeführt, sind derb.“

Grunde liegt. Robert Müller weiß hier streng zu unterscheiden, auch wenn der Endeffekt für den nicht eingeweihten Beobachter derselbe zu sein scheint. Im Grunde genommen geht es um die Frage der Machtausübung und inwiefern diese gerechtfertigt ist oder eben nicht.

2.2.4.1 Müller und Österreich - Eine Analogie des Rests

In den Wirren der Nachkriegsmonate wird Woodrow Wilson mit seinem 14-Punkte Programm zu einer der wichtigsten Figuren, wenn es um die Frage geht, wie es mit den Kriegsverlierern weitergehen soll. Müller, der das Habsburgerreich stets als den Prototypen eines idealen Souveräns empfunden hatte, muss nun mit ansehen, wie andere über sein Österreich bestimmen wollen. Müller fühlt sich als stellvertretender Kriegsverlierer, im Sinne einer Machtdisposition, die Österreich und Deutschland als Geißel der Entente verortet, dem Willen der Siegermächte gewissermaßen ausgeliefert. Dabei ist es vor allem die Befürchtung, Österreich wäre nun seiner Selbstbestimmung entledigt und dem Willen der Entente und der Alliierten aufgrund systematisch vorhandener Mittellosigkeit hörig.¹⁷³ Wilson nimmt in Robert Müllers Szenarien die Rolle des archetypischen, geistlosen, amerikanischen Kapitalisten ein:

Was nun den zweiten, den praktischen Teil anbelangt, so zeigt er uns einen Wilson, ein Amerika, einen typischen Angelsachsen, der über die ganze Welt unterrichtet sein mag, in dessen Kopf der ganze Erdball physisch und moralisch zu Hause ist, Mitteleuropa aber nicht. An der Stelle von Österreich und Deutschland weist der Wilsonsche Globus eine Glatze auf.¹⁷⁴

Der letzte Schuss des vier Jahre andauernden Krieges ist noch gar nicht verhallt, da befindet sich das neue Europa bereits in den ersten Vorkehrungen einer bevorstehenden Metamorphose. Es geht um die neuen Grenzen. In dieser Zeit kommt es zum Paradigmenwechsel nationaler Machtdispositionen. War es vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs noch Österreich und Deutschland, die sich im Doppelgespann als souveräne Hoheitsgewalt in Europa positioniert hatten, finden diese sich nun in einer Abhängigkeits-Konstellation wieder, die akut die Souveränität der beiden Nationen bedroht. Es geht um die Frage der abzutretenden Gebiete. Vor allem für Müller, der sich vor dem Ausbruch des Weltkriegs noch in seinen Weltmachtphantasien gesuhlt hatte, sind diese Debatten ein Gräuel:

Wir wollen unsere Dolomiten- und Rheinlyrik, Wilson will seine demokratische Planetenlyrik verstanden, geteilt und berücksichtigt haben. Elsaß und Trient sind für ihn daumengroße Flecke auf seiner Landkarte, die den Frieden hindern; er beachtet, möchte man sagen, die Wichtigkeit des Bodens nicht.¹⁷⁵

¹⁷³ Vgl. ebd. S.27-31.

¹⁷⁴ Ebd. S.29.

¹⁷⁵ Ebd. S.30.

Aus diesen Zeilen Müllers lässt sich bereits ablesen, was sich in den Verträgen von St. Germain und Versailles schlussendlich bewahrheiten sollte. Schon in den Jahren davor hatte sich Müller immer wieder ausdrücklich als Österreicher deklariert. Das tut er jetzt zwar immer noch, doch mit der konsequenten Vehemenz, dass er Österreich und Deutschland in einer entgegengesetzten Opposition zueinander stellt. Was bleibt, ist die Art und Weise, wie Müller, trotz vorhandener Divergenzen den gesellschaftspolitischen Diskurs als eine auf die gesamte deutsche Geisteshaltung - also Österreich mit Einbezug der deutschen Eidgenossen - referenzielles Ganzes begreift.¹⁷⁶ Diesem Duktus untersteht jedoch die nach Müller ständig latent vorhandene Gefahr der geistigen Entfremdung der beiden Bruderstaaten. Für Robert Müller, den Aktivisten und Inbegriff intellektueller Progressivität, ist dieser Umstand vor allem der Regressivität des Typus des Österreichers geschuldet:

Der Unterschied zwischen dem preußischdeutschen und dem österreichischem Geiste, wie er sich leider herausgebildet hat und eine immer tiefer werdende Kluft zu werden beginnt, liegt darin, daß in Österreich alle, auch die höchsten (ja gerade diese!) und diplomatischen Kreise auf das Elementare, auf die völkischen Kraftvorräte, auf die Rohenergien zurückgreifen, während man in Deutschland die allerdings perfekte, aber etwas starre Ordnung im besten Fall auf die neuen Funde und Tatsachen anwendet. Diese Verschiedenheit der Mentalität ist so stark geworden, daß sie zu persönlichen Mißverständnissen führt. Man versteht sich nicht mehr.¹⁷⁷

Neben Wilsons 14-Punkte Programm ist dies wohl der zweite große Themenkomplex, welchem sich Müller mit Ende des Ersten Weltkriegs widmet. Gegebenenfalls, dass es womöglich zu einer geistigen Kluft zwischen Deutschland und Österreich kommen könnte, läuft Müllers gesellschaftspolitisches Denken nun Gefahr seinem Fundament abhanden zu kommen. Nachdem der Krieg schonungslos den utopischen Charakter seiner Theorien aufgezeigt hat, befürchtet Müller nun das letzte entscheidende Kontinuum seiner *Idee des Deutschen* zu verlieren. Das geistige Band zwischen Österreich und Deutschland, so befürchtet Müller, würde langsam Risse bekommen:

Soll diese planetarische Stimmung, dieser Wille z. Verständigung Aller [sic] durch ein Mißverständnis zwischen dem Süden und Norden des deutschen Volkes getrübt werden? Sollen wir, nach außen hin die runde Welt neu entdeckend, den Zusammenhang mit dem natürlichsten Nachbarn unseres Herzens und unseres Geistes verlieren?¹⁷⁸

Diese Zeilen sind Symptom eines verunsicherten Europas, in dem sich selbst die „planetarische Stimmung“ zwischen Österreich und Deutschland in einer Zeit der Umbrüche behaupten muss. Mit der Koalition der beiden Staaten steht auch Müllers Gesellschaftstheorie

¹⁷⁶ Vgl. Müller, Robert: Ordnung und Ordnung. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.36. „Die Vorträge in Deutschland haben gezeigt, welche Kluft zwischen der Auffassung der Dinge dort und in Österreich besteht. [...] Die Differenz zwischen Österreich und Deutschland, wenn man die Auffassung zur Grundlage nimmt, besteht in einer verschiedenen Einstellung zum Begriff der Ordnung.“

¹⁷⁷ Ebd. S.37.

¹⁷⁸ Ebd. S.38.

als Ganzes auf dem Prüfstand. Die Legitimation seiner Theorien fußt in großen Teilen auf das einende Prinzip zwischen den beiden *deutschen* Völkern. In dieser Zeit entwickelt Müller vor allem ein Konzept, welches ein Österreich vorsieht, wo die Frage nach dessen Souveränität vermehrt in den Blickpunkt rückt. Die Ausdifferenzierung der deutsch-österreichischen Beziehungen wird in der Zeit, in der Österreich als Monarchie offensichtlich gescheitert ist und sich als Staat noch nicht bewährt hat, zu einem der Kernthemen seiner Thesen:

Aber was können wir tun? Eines nur: Endlich einmal unser Verhältnis zu dem nördlichen Bundesgenossen genau und unausweichlich umschreiben und festlegen, wie weit wir unsere eigene Entwicklung innen und außen dem reichsdeutschen Vorbild unterwerfen wollen. Daß unser Staatsgedanke, der mehr als ein halbes Dutzend sehr disparater Nationen umschließt, ganz andere Elemente des Werdenes und Wachsens aufweist, ja daß er eine ganz eigene Politik nötig hat, liegt doch auf der Hand. [...] so ist die Individualität unserer donastaatlichen Gesetzmäßigkeiten eben doch ein historisches Faktum, dem Rechnung getragen werden müßte. Die Adaptierung der bundesgenössischen Prinzipien auf unserer Politik tut nicht gut.¹⁷⁹

Österreich als souveräner und autonomer Staat ist demnach quasi ein dogmatischer Zustand, den Müller zu keiner Zeit anzweifelt. Österreich sei gar „unentbehrlich für Europa“. Gerade aus dieser Unentbehrlichkeit heraus manifestiert sich Müllers glühender Apell einer differenzierten Betrachtung des bestehenden Verhältnisses zwischen Österreich und Deutschland, welches „in seiner Absolutheit als zu menscheneng empfunden wird“, so Müller in *Austrophile Österreicher*.¹⁸⁰

¹⁷⁹ Müller, Robert: Völkerfrühling. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.57-58.

¹⁸⁰ Vgl. Müller, Robert: Austrophile Österreicher. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.147.

2.2.4.2 Monarchie als Anachronismus und gefallenes Symbol

Der Grund, daß die Monarchie zusammenbrach, lag in diesem Schwanken zwischen eigener Bestimmung des Österreichers, die ihn durchaus an die hohen ästhetischen Zivilisationen der übrigen Welt anknüpfte, und dem Hinneigen zu einer brüskten postulativen Lebensauffassung, die in der Entsagung an Schönheit, Milde und Charme gipfelte. Die Nationen, die mit dem Austrodeutschen zusammen das Imperium der ehemaligen Monarchie gebildet haben, waren durch diesen bruttodeutschen Einschlag des Österreichertums der letzten Dekaden irritiert und abgestoßen. Nicht weil zu weich und bedachtsam gegen sie verfahren wurde, entstanden in ihrem Schoße die später zum Abfall führenden Irredentismen. Sondern weil der österreichische Charakter unter dem falschen Einfluß borussischen Geistes seiner europäischen Mission abtrünnig geworden war.¹⁸¹

Der Krieg nimmt dem Habsburgerhaus schlussendlich dessen Symbolhaftigkeit und entmystifiziert die Monarchie als poetisches Konzept. Aus der unumstößlichen Eminenz wird ein Anachronismus, der sich in der aktuellen politischen Situation um 1918 in Deutschland und Österreich festfährt. Hatte 1914 die Monarchie in Müllers politischem Denken noch als die bestmögliche aller Herrschaftsformen gegolten, so positioniert sie sich nun als anachronistische Opposition gegenüber den revolutionären Strömungen, die sich vor allem bei den deutschen Eidgenossen zu formieren beginnen. Eine Erneuerung der Gesellschaft sei nicht mehr mit, sondern eben unter Ausschluss der Monarchie zu machen. Auf Basis der desillusionierenden Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und der Enttäuschung über das Versagen der Königshäuser revidiert Müller seine Erfahrungen a posteriori dahingehend, dass er 1918 die monarchische Staatsform regelrecht verabscheut. Müller kommt zu diesem Urteil, als ein Ergebnis einer „Logik der Geschichte“¹⁸², wie er es in seiner kritischen Schrift *Daimlerpolitik* formuliert.

Die Konsequenz der jüngeren Geschichte hätte demnach gezeigt, dass solche Imperien, „die nicht auf dem Geist der Völker, auf ihre innere Affinität, auf gemeinsame Liebe und gemeinsame Lebensideale gebaut sind“, nicht in der Lage seien zu existieren. Dabei spielt Müller indirekt auf die Rolle Österreichs innerhalb der scheidenden Habsburgermonarchie an, indem er behauptet, dass ein „Völkerreich“ letzten Endes zwar wünschenswert wäre, jedoch die Bedeutung Österreichs als „eine Nation“, die innerhalb dieses Vielvölkerstaates „Polizei“ spielen möchte, „ungeschichtlich und unmodern gedacht“ sei.¹⁸³ An anderer Stelle stellt Müller außerdem klar, dass eine „völkerische Vorherrschaft“ im Sinne einer kolonialpolitischen Machtdisposition in jedem Fall abzulehnen sei. Man müsse sich nun aus der „nationalen Beengtheit“ herauswinden im Sinne und „zugunsten jedes Volkes“, wie Müller in *Der deutsche Kurs* schreibt.¹⁸⁴ Es ist schon auffallend, wie sehr

¹⁸¹ Müller, Robert: Die Politisierung Österreichs. In: Köster (Hg.): Kritische Schriften III. S.177.

¹⁸² Müller, Robert: Daimlerpolitik. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.74.

¹⁸³ Vgl. ebd.

¹⁸⁴ Müller, Robert: Der deutsche Kurs. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.144.

Robert Müller plötzlich im Moment der Schwäche um Konsens bemüht zu sein scheint. Dagegen fällt sein Urteil über die scheidenden Königshäuser zuweilen weitaus strenger aus:

Wir zweifeln nicht an den lenzlichen Absichten Czernins und die des Kaisers sind über jede Diskussion erhaben; das Volk hat geradezu schon Anekdoten um seine Person und seinen organisatorischen Zukunftswillen gewoben. Umsoweniger sollte man es dulden, daß uns das Herrenhaus in den Völkerfrühling hineinspuckt und die ersten zarten Regungen zerdrückt.¹⁸⁵

Müller, seines Zeichens Monarchist der ersten Stunde, lässt nun kein gutes Haar mehr am System der Monarchie, wie auch an denen, die immer noch dem alten Österreich nachweinen. Mitunter verspottet er diejenigen, die noch fest am Mythos der Habsburger zu glauben meinen: „Welche kolossalen Vorteile praktischer Art muß nicht ein Mann genießen, der die Riesenarbeit auf sich nimmt, seinen Glauben an die Monarchie in sich aufrechtzuerhalten“¹⁸⁶, polemisiert Müller gegen all jene, die ihre Hoffnung an die Monarchie noch nicht aufgegeben haben. Für Müller sind es Idealisten, die sich letzten Endes in ihrem anachronistischen Denken Österreich entgegenstellen.¹⁸⁷

Müllers nunmehrige Antipathie gegenüber der Monarchie und die damit verbundene plötzliche Kehrtwende seiner Idealvorstellungen einer Staatsform geschieht scheinbar ad hoc. Die plötzliche Abkehr von der Monarchie ist ein paralleler Vorgang, der sich mit dem Verzicht, sich ab 1916 realpolitischen Debatten zu stellen, abzeichnet. Dieser *politische Leerlauf* lässt sich als Indikator werten, inwiefern sich Müller dem monarchischen Herrschaftsprinzip ideologisch entfernt hatte. Vor allem die bereits angesprochenen revolutionären Strömungen sind daran beteiligt, Müllers theoretisches Wesen von Grund auf neu zu hinterfragen.¹⁸⁸ Nicht nur seine Auffassung gegenüber monarchischen Herrschaftsstrukturen ändert sich, sondern auch seinem Verständnis von Demokratie widerfährt eine entscheidende Wende. Hatte Müller die Demokratie in den Jahren zuvor noch strikt abgelehnt, macht er ihr nun sogar vereinzelte Zugeständnisse, wie Günter Helmes zu berichten weiß:

Indem er so das überkommene monarchische Prinzip ablehnt, ändert sich in Teilen auch sein Demokratieverständnis. Galt sie zuvor als „artfremdes“, in jeder Hinsicht abzuurteilendes Prinzip, so wird ihr nun immerhin zugestanden, durch die Revolution einen Beitrag auf dem Wege zu einer „geistesgerechten“ Gesellschaft geleistet zu haben. Es bleibt allerdings eindeutig, daß Robert Müller ebenso wie Kurt Hiller mit Blick auf eine erstrebte zukünftige Staats- und Gesellschaftsform an einer unmißverständlichen Absage an das demokratische Prinzip festhält.¹⁸⁹

¹⁸⁵ Müller, Robert: Völkerfrühling. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.59.

¹⁸⁶ Müller, Robert: Austrophile Österreicher. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.145.

¹⁸⁷ Vgl. ebd.

¹⁸⁸ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.201-202.

¹⁸⁹ Ebd. S.202.

Wie von Helmes bereits angesprochen, bedeutet die Lossagung von monarchischen Herrschafts-strukturen nicht gleich, dass Müller nun ein Verfechter der Demokratie wäre. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Dabei verwundert es kaum, dass sich Müller immer wieder an der Schwelle faschistoider Systeme entlangwindet, ohne jemals konkret darauf einzugehen. Inwieweit faschistoides Gedankengut in Müllers Utopie einer Gesellschaft eine Rolle spielt, bedarf einer eingehenderen Untersuchung und kann nicht lediglich mit ein paar Zeilen abgetan werden, weshalb diesem Thema auch nachfolgend ein Kapitel gewidmet ist.

Wie der Krieg Menschen verändern kann, lässt sich zumindest kurzfristig auch am Beispiel Robert Müller veranschaulichen. Der Krieg ist banal, grausam und immer ein Gewaltakt; dies muss auch Müller sich eingestehen. In den letzten verzweifelt aufflackernden Schlachten erkennt dieser das Ergebnis seiner eigenen entmystifizierten Utopien des Kriegs wieder. Da wo geschossen und getötet wird, gibt es keine Poesie, sondern lediglich Vernichtung und Tod. „Und mit dieser Schwunglosigkeit des Tötens hat der Krieg an - man möchte sagen - Philosophie und Lyrik verloren“¹⁹⁰, resümiert Müller in seiner Schrift *Im Kampf um den Typus*. Mit diesem Fazit geht auch die Einsicht einher, seine politischen und gesellschaftlichen Theorien an der Realität gescheitert zu wissen. Seine Programmatik zerreibt sich an der entsetzlichen Wirklichkeit des Krieges. Doch selbst im Augenblick des offensichtlichen Scheiterns seiner Theorien, lässt er nichts unversucht sich das Versagen seiner gesellschaftstheoretischen Unternehmungen an der Realität schön zu reden. So ist das Scheitern nichts worüber es sich zu schämen lohnen würde, denn schließlich wäre man 1914 „noch unter dem Lehrenbann der altmodischen Weltgeschichte“¹⁹¹ gestanden, so Müller. Entsprechend den Ausführungen von Günter Helmes wird die Linienführung innerhalb müllerscher Theorienentwicklung zunehmend ausgefranst, sodass sich Müllers Definition einer idealen Gesellschaft zu Kriegsende nur mehr im Groben artikulieren lässt und keiner spezifischen Charakteristik zugeordnet werden kann. Fest steht lediglich, dass sich weder demokratische noch autokratische Staatsformen als geeignete Systeme erweisen.¹⁹²

¹⁹⁰ Müller, Robert: *Im Kampf um den Typus*. Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.104.

¹⁹¹ Ebd. S.104-105.

¹⁹² Vgl. Helmes. *Themen und Tendenzen*. S.211.

2.2.4.3 Kriegsende - Das Progressive liegt in der Regression

Katharsis. Die Menschen jubeln. Sie sind frei. Frei! Ein langer Druck entweicht und befodert sie. Im nächsten Augenblick kommt das Erstarren. Was sie von der Zukunft in kleiner Dosis und Oasenportion vertrugen, lähmt sie in seiner absoluten Unabsehbarkeit: Zukunft.¹⁹³

Nun, da der Krieg vorbei ist und die letzten Gewehrsalven im donnernden Knall der Schusswechsel versprengter Regimenter verenden, beginnt in Europa eine neue Zeitrechnung. In diesen Momenten entscheidet es sich, wie es mit Deutschösterreich weitergeht. Die Stimmung im Land ist gespalten. Egal wie es sich weiterentwickelt, einer Sache ist sich Müller vergleichsweise sicher: „Deutsch-Österreich wird keine Blutpause haben“¹⁹⁴.

Die Nachkriegsjahre führen Müller als Denker gesellschaftspolitischer Utopien wieder dahin zurück, wo seine Theoriebildung ihren Anfang fand. Wir sprechen dabei bewusst von Utopien, da es Müller zunächst, wie bereits angedeutet, nicht um die Frage der Umsetzbarkeit seiner Ideen, sondern vielmehr um den Wunsch nach deren Vorstellbarkeit außerhalb eines realpolitischen Referenzrahmens geht. Müllers Gesellschaftspolitik ist demnach immer zuerst lediglich Gedankenexperiment und wird erst in einem weiteren Schritt als Handlungsweise manifest. Der Widerspruch innerhalb seiner Theorien wird zum Stilmittel. Die objektiv wahrgenommene Unmöglichkeit der Realisierung seiner imaginierten Gesellschaftsutopien ist für Müller kein relevantes Kriterium. Günter Helmes führt diese Konstellation in einem antithetischen Paradoxon zusammen: „Die Ratio ist aus dem Erkenntnisprozess verbannt.“¹⁹⁵ So ergibt sich ein gesellschaftspolitischer Gestus, der sich aus einem Zusammenspiel verschiedenster Modelle zusammensetzt. Sich auf den ersten Blick ausschließende politische Systeme gehen in der Vorstellung Müllers ineinander auf.¹⁹⁶ Als Bindeglied tritt der Aktivismus ein:

Der „Aktivismus“ weist allen Ismen den Platz zu, den sie im Sinne menschlicher Ursprünglichkeit in einer künftigen Gesellschaft einzunehmen haben: Kapitalismus in der Wirtschaft, „Kommunismus“ im Sozialbereich, Katholizismus im Wissens- und Glaubensbereich und Monarchismus im politischen Leben.¹⁹⁷

Eine Conclusio, was Robert Müllers Auffassung von Politik, Staat und Gesellschaft betrifft, lässt sich nur schwer ziehen, da sein ständiges Revidieren, Neukonzipieren, Verwerfen und Wiederaufnehmen dazu führt, dass eine Konkretisierung seiner Ansprüche und Forderungen nahezu unmöglich scheint. Diesen ständigen Trieb nach Neuorientierung fasst Günter Helmes

¹⁹³ Müller, Robert: Vorschub der Reaktion? In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.239.

¹⁹⁴ Müller, Robert: Noch immer Gefahren!. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.235.

¹⁹⁵ Helmes: Themen und Tendenzen. S.224.

¹⁹⁶ Vgl. ebd. S.224-225.

¹⁹⁷ Ebd. S.225.

in einem außerordentlich treffenden Resümee zusammen: „Rastlos werden Ideen formuliert, mit anderen kombiniert, dann verworfen, in anderen Zusammenhängen wieder aufgegriffen und so fort. Was bleibt ist der ungebrochene Willen, Welt als ein Ganzes zu denken und zukunftsweisend zu entwerfen.“¹⁹⁸

Dieses Fazit formuliert Helmes im Konnex zu Müllers Essay *Bolschewik und Gentleman* (1920). Dieser liest sich beinahe deckungsgleich mit den von Helmes diagnostizierten Paradigmen. Der Bolschewismus wird als ein neuer „Verwirklicher“¹⁹⁹ hochgelobt und als ein in sich schöpferisches Prinzip glorifiziert, dem zugleich eine Diffamierung der Demokratie impliziert ist.²⁰⁰ Dabei bezieht sich Müller im Grunde genommen zwar auf dem in Russland grassierenden politischen Bolschewismus, jedoch ist seine Auffassung dieses politischen Systems weitaus breiter gefächert als bloß in seiner politischen Ausformung. „Der Bolschewismus ist nicht der Kommunismus. Bolschewistisch ist die Argumentation: die Menschen leiden also handle! [...] Nicht was, sondern daß etwas geschehe ist das Entscheidende: und es ist das Bolschewistische.“²⁰¹ Müller argumentiert hier ähnlich, wie bereits bei seiner Idealvorstellung des „Germanen“, indem er die Grenzen der Semantik neu auslotet. Auch hier geht seine Argumentationsweise über die bloße Rassenthematik hinaus und erstreckt sich in einem geistigen Diskurs. Müller selbst deutet den Bolschewismus aus einer aktivistischen Position heraus, wobei dieser zum aktivistischen Phänomen verklärt wird. Günter Helmes sieht die Hinwendung zum Bolschewismus darin begründet, dass diese als eine Reaktion auf die Nichtrealisierbarkeit von Müllers kulturimperialistischen Zielvorstellungen aufgefasst werden kann. Nun soll es das bolschewistisch geführte Russland sein, in dessen politischen Fahrwasser Müller glaubt, seinen Imperialismus des Geistes fortführen zu können. Dabei wird der Bolschewismus in der Vorstellung Müllers stets in seiner euphemistischen Verklärung gedacht.²⁰²

Als nächster Schritt soll nachvollzogen werden, inwiefern sich Müllers Gesellschaftspolitik in bestimmten Diskursfeldern, wie der Frage nach der Rasse, dem Körper und schlussendlich dem Neuen Menschen niederschlagen. Diese Fragen zu erörtern steht im unmittelbaren Sinnzusammenhang mit dem eben nachvollzogenen Werdegang eines Theoretikers, der oft

¹⁹⁸ Ebd. S.226.

¹⁹⁹ Müller, Robert: *Bolschewik und Gentleman*. In: Magill, Daniela/Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller (Doppelband) Irmelin Rose. *Bolschewik und Gentleman*. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 6). S.199.

²⁰⁰ Müllers Verständnis gegenüber demokratischen Systemen wird später in Kapitel „Der linke Rechte - Zu Robert Müller und seinen faschistischen Tendenzen“ (S.51) eingehender besprochen.

²⁰¹ Müller, Robert: *Bolschewik und Gentleman*. S.201-202.

²⁰² Vgl. Helmes: *Themen und Tendenzen*. S.217.

nicht einfach zu begreifen ist. Den Eindruck einer vermeintlichen Haptik seiner Thesen, die sich in aufgrund der hochgradigen Ambivalenz ausbildet, führt Müller konsequenterweise auch in den eben genannten Diskursfeldern fort. Eines davon ist der Faschismus.

3 DER LINKE RECHTE – ZU ROBERT MÜLLERS FASCHISTISCHEN TENDENZEN

Müllers Nähe zu faschistoiden Inhalten ergibt sich nicht nur aus dem von ihm verwendeten Vokabular, sondern vor allem durch die damit verbundene Methodik, seinen Zielvorstellungen einer Idealgesellschaft zu entsprechen. Setzt man sich mit der gesellschaftspolitischen Theoriebildung Müllers auseinander, stellt man relativ rasch fest, dass sich in dieser keineswegs latent, sondern akut und aus einer inbrünstigen Überzeugung heraus faschistoides Gedankengut festsetzt. Bereits in der Frühphase seines essayistischen Schaffens vor und während des Ersten Weltkriegs entwirft Müller ein gesellschaftliches Modell, das in seiner Basis strengen hierarchischen und autokratischen Grundsätzen folgt. Wie wir bereits erfahren haben, spricht Müller dabei immer wieder von herrschenden Eliten und beherrschtem Rest. Die Deutlichkeit und Vehemenz, mit der hier auf eine Zwei-Klassengesellschaft hingewiesen wird, lässt keinerlei Zweifel zu, dass Müller einem Argumentationsmuster folgt, das in seiner Radikalität und seinem dogmatischen Duktus eindeutig von faschistoiden Tendenzen begleitet wird. Verstärkt wird dieser Eindruck vor allem durch die Biologisierung dieser Komponente, indem er von „Zuchtgermanen“, später „der geistigen Rasse“ spricht, der es obliegt, die politische Entscheidungskraft im Staat innezuhalten. Selbst im Angesicht der verheerenden Folgen des Krieges und des offenkundigen Scheiterns der Monarchie als Herrschaftssystem wird der Demokratie zudem nur zögerlich und ausschließlich unter bestimmten Bedingungen ihr Anrecht auf Bestehen zugestanden.²⁰³ Im Grunde genommen stößt die Demokratie bei Robert Müller jedoch weiterhin auf rigorose Ablehnung. Diese autokratischen Prägungen bloß als verkappte Neigungen zu faschistoiden Regimeordnungen hinzunehmen wird der Sache nicht gerecht. Vielmehr handelt es sich um Bekenntnisse, die sich als entlarvende Selbsturteile entblößen. Inwiefern sich Müller dessen bewusst ist, darüber lässt sich durchaus debattieren. Das nur in Abstrichen vorhandene Demokratieverständnis Müllers ist einer der wenigen Aspekte seiner Programmatik, welcher zumindest annähernd konstant zu bleiben scheint. Bereits 1912 spricht er davon, dass die Gesellschaft, damit meint Müller in erster Linie den Menschen an

²⁰³ Vgl. Kapitel: „Monarchie als Anachronismus und gefallenes Symbol“ (S.46).

sich, gar nicht erst in der Lage wäre, eine solche Demokratie vernünftig führen zu können. Demnach wäre eine Demokratie mit dem gegenwärtigen Typus Mensch unter keinen Umständen denkbar.²⁰⁴ 1918 fragt sich ein sichtlich von der Monarchie enttäuschter Müller:

Aber wer jubelt heute über die Demokratie? Die Begabungs- und Gemütslosen, die auch in der Monarchie glücklich waren, aber selber nie die Fesseln zu sprengen versucht haben; der Drang war allzu klein. Die Demokratie, seelisch formlos [...]. Die Demokratie ist mehr der neue Takt, die Pace, eine Umgangsform und Voraussetzung. Sie selbst ist noch nicht Gesellschaft.²⁰⁵

Diese Verschränkung von Monarchie und Demokratie ist in der Rückschau auf die gescheiterte Habsburgermonarchie und der gegenwärtigen Diagnose der Revolutionen in Deutschland außergewöhnlich markant. Die Verzahnung der beiden absolut disparaten Herrschaftsprinzipien findet bei Müller in deren beinahe vollständigen *Einswerdung* ihre definitive Klimax. So sei die Demokratie zwar im Grunde genommen das Substitut der Monarchie, dabei aber „politisch unschöpferisch“ und „logisch ein nonsens“.²⁰⁶

Müller ortet demnach im Ergebnis einer progressiven Revolution, ausgehend von den demokratischen Strömungen und Tendenzen in Deutschland, eine Rückversetzung in alte Zeiten, indem er die Demokratie selbst als einen Anachronismus offenlegt. So polemisiert Müller nach dem Zerfall der Monarchie sowohl gegen das demokratische Aufbegehren, wie auch gegen die dahingeschiedene Monarchie in Deutschland, indem er das „ruhmlöse Ende“ von Wilhelm II. als „redlich verdient“ schildert, wobei auch die augenblicklich gegenwärtige Nationalversammlung nach Müller „verflucht nach Vergangenheit“ aussehen würde.²⁰⁷ Müller ist in seiner aktuellen Auseinandersetzung mit der Monarchie und Demokratie, sowie deren Befürwortern dabei ungewohnt harsch und provokativ. So bezeichnet er das alte Regime als einen Haufen geistig umnachteter „Jammergeise“²⁰⁸ wären. Was diese Worte nicht vermuten lassen, ist die Tatsache, dass Müller sich trotz alledem immer noch auf die Seite des scheidenden Kaisers Wilhelm II. zu schlagen scheint. So tief die offensichtliche Abneigung gegenüber der infamen Monarchie auch sitzen mag, reicht diese lang nicht an die Abscheu heran, die Müller gegenüber der Entente zu hegen pflegt, sodass ihr Plan, Wilhelm II. vor ein Gericht zu stellen, ihn schlichtweg empört. Müller ergreift überraschend Partei für

²⁰⁴ Vgl. Müller, Robert: Skandinavien. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.): Kritische Schriften I. Igel: Paderborn 1993. S.24. „So wie die Sachen in der bürgerlichen Gesellschaft liegen, ist die Demokratie eine Idee, die niemals verwirklicht werden kann [...]“

²⁰⁵ Müller, Robert: Der Bürger, der Kommunist und der Geistige. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.280-281.

²⁰⁶ Vgl. Ebd. S.281.

²⁰⁷ Müller, Robert: Demokratischer Verfolgungswahn. In: Fischer (Hg.): Kritische Schriften II. S.284.

²⁰⁸ Vgl. ebd. S.283. Müller bekräftigt seine Polemik noch indem er das alte Regime öffentlich diffamiert: „Das alte System und seine Paladine waren weiß Gott keine Heiligen. Sie waren, wie wir schon von früher wissen, nicht einmal recht im Oberstübchen beisammen.“

den Kaiser a.D.²⁰⁹ Allein die eben ersichtlich gewordenen Tendenzen führen unumgänglich zur Konsequenz, Müller zumindest eine faschistoide Prägung unterstellen zu müssen. Diese Annahme bestärkend tritt sein Essay *Bolschewik und Gentleman* (1920) dem Leser gegenüber, in dem Müller selbst den „Schrei nach dem Diktator“ heraufbeschwört und sich zugleich der Frage stellt: „Wer soll dieser Diktator sein?“²¹⁰

Bolschewik und Gentleman ist Müllers wahrscheinlich prägnantester und wohl bedeutendster politischer Essay. Er ist vor allem dahingehen wichtig, da sich Müller hier ganz klar gegen die materialistische Welt des Kapitalismus, welchen er ausschließlich in unmittelbarem Zusammenhang mit der Demokratie denkt, ausspricht. Dem kapitalistischen Westen wird dabei ein vernichtendes Urteil ausgestellt, hervorgerufen durch eine Form der Demokratie, worin ein fairer Wettbewerb nicht mehr möglich sei. Stattdessen ist sie im Begriff, sich selbst zu zerfleischen. Sie implodiert zu einer selektierenden Instanz, in der Chancengleichheit zu keinem Zeitpunkt angedacht wird. Innerhalb der westlichen „Plutokratie“²¹¹, deren blamable Regierungen mehr einem „Faschingsspiel“²¹² gleichen würden, herrsche nach Müller „vom Start weg gehandicapte Konkurrenz“²¹³. Demokratie und Kapitalismus treten in Müllers Wahrnehmung als synonymes Begriffspaar und als Ausdruck einer kränkelnden Gesellschaft in Erscheinung. Müller geht dabei noch einen Schritt weiter, indem er den Kapitalismus und damit im Schulterschluss auch die Demokratie selbst bezichtigt, den Menschen in seiner kulturellen und anthropologischen Entfaltung zu behindern, weshalb Müller sich justament neidvoll gen Osten wendet, wo sich der Bolschewismus für ihn in erster Linie als eine Chance für eine neue sozialanthropologische Ordnung auftut. Denn eine „Gesellschaft, wie die westliche, die nur das wirtschaftliche egoistische Genie als vollgültig erklärt, muß wie ein ökonomischer Spartanismus zur Erstarrung und Indolenz führen“²¹⁴, bekräftigt Müller und bringt damit zum Ausdruck, dass eine Hinwendung zur Demokratie simultan auch eine apathische Gesellschaft zur Folge hätte, in der eine progressive Wirkung keinen Anklang finden würde.²¹⁵ Müllers Ausführungen in *Bolschewik und Gentleman* sind getragen von einer Progressivität, welche man in dieser Art

²⁰⁹ Vgl. ebd. „Es ist jedoch eine unwürdige Geschmacklosigkeit von den Ententeregierungen, den Globus noch damit aufzuregen, daß man ihm den Exkaiser vor den Schranken eines Weltgerichtes ausstellt. Es ist eine Wiederholung der der altertümlichen Sitte, den angeschlagenen Gegner durchs Joch laufen lassen, damit der Lesepöbel sich begeistern kann. Dahinter steckt aber nicht nur schlechter Geschmack und Verkennung des Wesens der Geschichte; es ist vielmehr die taktische Ablenkung der Massenseele, die versucht wird. Den politisch hungrigen Ententevölkern wird zur Überfütterung mit Demokratie ein Bissen Kaiser hingeschmissen.“

²¹⁰ Vgl. Müller, Robert: *Bolschewik und Gentleman*. S.158.

²¹¹ Ebd. S.165. Die Plutokratie wird zum Sinnbild für Müllers Demokratieverständnis.

²¹² Ebd. S.162.

²¹³ Ebd. S.165.

²¹⁴ Ebd. S.166.

²¹⁵ Vgl. ebd. S.162-166.

und Prägnanz bei ihm bis dato noch nicht beobachten konnte. Für Müller, den Aktivisten, ist der Bolschewismus der Inbegriff der „Tat“²¹⁶.

Die Aufgeweckten der ganzen Welt, auch im Westen, blicken nach Rußland. Daß es mehr divinatorisch als planvoll, daß es mehr genial als geübt, daß es wirklich aktivistisch ist, beweisen die prompten großzügigen Friedensoffensiven, die jedem Büro nach westlichem Ermessen eine Jahresarbeit aufgehalst hätten. In Rußland wird gedacht, geleistet, versucht.²¹⁷

Es wird „gedacht, geleistet“ und vor allen Dingen „versucht“. In Russland glaubt Müller seine Art den Aktivismus zu denken, wiederzuerkennen. In diese Hoffnung Müllers mischt sich nun das Konzept der Diktatur. Die Diktatur wird als „Zuchtmittel“²¹⁸ legitim, schließlich diene sie allein der „Ausmerzung des plutokratischen Handikaps“²¹⁹. Möglich machen soll dies ein „Räte-Diktatur-System“²²⁰. Bei aller Sympathie, die Müller hier offensichtlich den Prinzipien diktatorischer Regime, dem Bolschewismus im Besonderen, entgegenbringt, gibt er auch zu verstehen, dass diese Form der gesellschaftlichen Ordnung ebenso nur ein augenblicklicher Prototyp dessen sei, was der Mensch als Typus noch anzustreben hätte. Demnach ist selbst der von Müller so hochgeschätzte und diktatorisch geführte Bolschewismus als finite Staatsform in puncto einer tadellosen Gesellschaft nicht qualifiziert:

Der Glaube der Schwärmer, daß die Meliorisierung der Lebensumstände an sich schon die Menschen veredle, ist durch die Tatsache widerlegt, daß der gutsituierte Bürger ein Scheißkerl ist wie nur irgend ein armer Teufel. Aber dabei ist vergessen, daß er zwar infolge seiner günstigen Situation die Möglichkeit zu Muße und der Materie abgewandtem Leben besitzt, daß ihn aber die kapitalistische Atmosphäre mit ihrem Mehrbestiz-Ehrgeiz nimmer zur Ruhe kommen läßt. Erst wenn dieses gedankliche Gift und alle seine Träger aus der Gesellschaft entfernt sind, kann die Meliorisierung auch evolutiv wirken. Diesen Zustand soll die sogenannte Diktatur sichern. Sie ist ein vorläufig andauernder Stringierungsprozeß, durch den die Luft vom kapitalistischen Bazillus gereinigt werden soll, und keineswegs, wenn ich Marx und Lenin recht verstehe, ein letztes Ziel oder Ideal.²²¹

Obwohl er die Polemik gegen die Demokratie das ein oder andere Mal auf die Spitze treibt²²², findet Müller auch wieder zu ihr zurück.²²³ Für Stephanie Heckner entpuppt sich in der Ausdifferenzierung zwischen Diktatur und Demokratie eine unaufgeklärte These, die wenig überraschend, auch durch Robert Müller selbst keinerlei Auflösung erfährt:

Wie nach Müllers aktivistischer Gesellschaftstheorie aus einer diktatorischen (erzieherischen) Staatsform wieder eine demokratische werden soll und kann, bleibt offen. Hier liegt ein Problem, das

²¹⁶ Ebd. S.204.

²¹⁷ Vgl. ebd. S.164.

²¹⁸ Ebd. S.170.

²¹⁹ Ebd. S.178.

²²⁰ Ebd. S.189.

²²¹ Ebd. S.169-170.

²²² Vgl. ebd. S.188. „Oft schien, wie in Österreich, sogar der Absolutismus besser.“

²²³ Vgl. Heckner: Die Tropen als Tropus. S.103-104. An dieser Stelle bekräftigt Heckner noch einmal, dass nach „erfolgter Durchsetzung der gesellschaftlichen Ziele [...] wieder eine demokratische Staatsform eingerichtet werden“ soll.

sich in gleicher Weise auch den Begründern der Münchner Räterepublik gestellt hat. Wie ist ein politisch unmündiges Volk auf diktatorischem Weg zu einem verantwortlichen zu befördern?²²⁴

Müller scheint es zu faszinieren, den Bolschewismus als den Prototypen eines Ideals zu denken, das stets „schöpferisch“²²⁵ und dazu als ein „Verwirklicher“²²⁶ auftritt. „Der Bolschewik ist Nebel und Mythos, eine noch nicht nach außen gewendete Tropenlandschaft“²²⁷, schreibt Müller und verklärt den Bolschewismus zu etwas Rätselhaftem. Diese finale Undeutbarkeit seiner These lässt sich auch aufgrund kritischer Zeitgenossen ablesen, die *Bolschewik und Gentleman* rezensierten. So auch aufgrund jener von Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi, der unter anderem folgende Zeilen über *Bolschewik und Gentleman* verfasste:

Der Autor ist, im unpolitische Sinne, Bolschewik und Gentleman zugleich; im politischen Sinne weder Kommunist noch Demokrat. Er will weder Diktatur des Proletariats noch Diktatur der Bourgeoisie, resp. des Kapitals, sondern: Diktatur des lebendigen Geistes über tote Formeln und Formen. Aus diesem Grunde steht er dem starren Marxismus ebenso ablehnend gegenüber wie dem sterilen Parlamentarismus.[...] Bolschewik und Gentleman ist mehr als europäisch und mehr als aktuell: seine Perspektive ist räumlich planetar, zeitlich millennar. Sein Thema: die Konzeption des bolschewistischen Zukunftsmenschen, ist philosophische Betrachtung und dichterischer Entwurf zugleich: kühne Gedanken in blendender Form.²²⁸

Betreffend Müllers Tendenzen hin zu diktatorischen Denkmustern ordnet sich *Bolschewik und Gentleman* vom Tenor her in die Reihe seiner vorangegangenen Essays ein. Jedoch sei noch einmal darauf hingewiesen, dass Müller eine Diktatur im Sinne einer *pädagogischen* Maßnahme zwar andenkt, jedoch diesen Gedanken sich stets im Bewusstsein, dass auch die Diktatur niemals die Absolutheit einer perfekten Kulturgesellschaft für sich beanspruchen könne, vergegenwärtigt. Die Diktatur wird somit lediglich als eine temporäre, aber durchaus notwendige Maßnahme zur Erneuerung der Gesellschaft begrüßt, jedoch nicht als letztgültige Lösung akzeptiert. Dies erscheint wichtig, wenn man sich mit der Frage auseinandersetzt, ob Müllers faschistoide Inhalte auch auf diktatorischen Regimevorstellungen fußen. Schlussendlich sollen beide, Diktatur und Demokratie, ineinander übergehen, um aus einem schöpferischen Prinzip heraus Neues zu erschaffen. Auch wenn das demokratische Prinzip in Müllers Polemiken noch so sehr verteufelt und als die Geißel des Kapitalismus stilisiert wird, muss es doch bestehen bleiben. „Nicht die Aufrechterhaltung der beiden Systeme nebeneinander bzw. die sukzessive Zerstörung eines von beiden wird angestrebt, sondern ihre

²²⁴ Ebd. S.104.

²²⁵ Müller, Robert: *Bolschewik und Gentleman*. S.186.

²²⁶ Ebd. S.199.

²²⁷ Ebd. S.173.

²²⁸ Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi. Rez. zu Robert Müller „Bolschewik und Gentleman“ (1920). In: Die Neue Rundschau 31, Berlin 1920, S. 1447f. Zitiert nach: Kreuzer/Helmes (Hg.): *Expressionismus-Aktivismus-Exotismus*. S.287-288.

Zusammenführung“²²⁹, so Michael Schardt in seinem Nachwort zu *Bolschewik und Gentleman*.

3.1 ANTISEMITISMUS ALS SYMPTOM

Unterzieht man Müller einer kritischen Untersuchung und begibt man sich dabei weiter auf Spurensuche möglicher faschistischer Motive, stolpert man dabei auch auf ein wenig ruhmreiches Kontinuum zeitgenössischer Gesellschaftsdiskurse: den Antisemitismus. Fast immer latent vorhanden, bricht er hie und da akut aus sich heraus und ergießt sich zuweilen auch in bloßer Hetze. Natürlich darf dabei der zeitgeschichtliche Kontext nicht außer Acht gelassen werden, zumal Müller in einem Wien lebt, in dessen gesellschaftlicher Mitte um die Jahrhundertwende der Antisemitismus schon längst salonfähig geworden ist. Müller gliedert sich dieser nahtlos ein und spielt dabei immer wieder auf der antisemitischen Klaviatur, was seinen Theorien auf erschreckende und zugleich unverhoffte Art und Weise eine realpolitische Relevanz verleiht. Der Antisemitismus ist allein durch den kollektiven Konsens seiner bloßen Duldung gesellschaftlich quasi legitimiert. Er ist aber auch ein Instrument, um Politik zu machen. So war es der Antisemitismus, der die treibende Kraft im Sinne der persönlichen Machtansprüche eines Karl Lueger darstellte. Er war sozusagen die „negative Waffe“²³⁰ im Kampf um Wählerstimmen. Lueger war damit der erste Politiker Europas, der den Antisemitismus politisch instrumentalisierte und bewusst im Wahlkampf zum Einsatz brachte. Der völkische Antisemitismus, wie er sich in den 80er Jahre des 19. Jahrhunderts zu konstituieren begann, ist jedoch kein Kind eines zeitgenössischen gesellschaftlichen Klimas, sondern - man möchte fast meinen - fest in der österreichischen Mentalität verankert.²³¹ In dieses gesellschaftspolitische Klima stieß später auch ein angehender Kunststudent aus Braunau, der sich schlussendlich maßgeblich von dieser Stimmung anstecken ließ. Im Rückblick auf Lueger konnte man in den Schriften jenes gescheiterten Studenten noch davon lesen:

Jedenfalls lernte ich aus solchen Unfällen langsam den Mann und die Bewegung kennen, die damals Wiens Schicksal bestimmten: Dr. Karl Lueger und die christliche Partei. Als ich nach Wien kam, stand ich beiden feindselig gegenüber. Der Mann und die Bewegung galten in meinen Augen als „reaktionär“ Heute sehe ich in dem Mann mehr noch als früher den gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten.²³²

²²⁹ Michael M., Schardt: Nachwort. In: Müller, Robert: *Bolschewik und Gentleman*. S.214.

²³⁰ Vgl. Boyer, John: *Karl Lueger (1844-1910). Christsoziale Politik als Beruf. Eine Biografie*. Wien: Böhlau 2010. S.67.

²³¹ Vgl. ebd. S.37.

²³² Hitler, Adolf: *Mein Kampf*. München: Zentralverlag der NSDAP 1937. S.58-59.

Während sich die jüdische Bevölkerung nach dem Weltkrieg versuchte zu emanzipieren, wucherten indes die antisemitischen Ressentiments weiter wie ein Geschwür durch sämtliche gesellschaftlichen Ebenen hindurch. Optischer Höhepunkt dieser Stimmung war unter anderem Hugo Bettauers Antwort auf den wütenden Antisemitismus *Die Stadt ohne Juden* (1924).

Nun, es lassen sich zahlreiche Beispiele finden in denen Robert Müller, gelinde gesagt, keineswegs zimperlich mit dem Judentum verfährt. Die Worte, die er im Kontext der „jüdischen Frage“²³³ benutzt, erinnern dabei allzu oft in eklatanter Weise an die Terminologie des späteren Nationalsozialismus, als dass seine Auffassung des Judentums, als eine temporäre, gar naive Laune interpretiert werden darf. 1914 konzipiert Müller eine bemerkenswerte Unterscheidung zwischen dem „Juden“ und dem „Arier“. Beachtenswert ist dabei nicht die Abgrenzung an sich – die ist nicht neu – sondern die Tatsache, wie Müller mit dem Vokabular des Antisemitismus verfährt. Zunächst ist von scheinbar gegebenen „Andersartigkeiten“ der Juden und dem „Wirtsvolk“ die Rede. Bezeichnenderweise verwendet Müller in diesem Zusammenhang den Terminus „Wirtsvolk“, um die Juden als einen Fremdkörper, einen Parasiten im eignen Staatskörper, zu diffamieren. Dabei liegt die Problematik nicht in der Gegensätzlichkeit der beiden Lager, sondern in der eben benannten „Andersartigkeit“.²³⁴

Demgegenüber ist festzustellen: der Jude ist nicht der Gegensatz zum Arier; aber er ist der Fremde.[...] Will er nicht im Staate, der nicht mit seinem Blut und Geist geschweißt wurde, ein Bürger zweiten Grades sein, so mache man ihn zum Ausländer. Je weiter er fort ist, desto näher wird er uns sein.²³⁵

Vermutlich auf die *Heimatlosigkeit*²³⁶ der Juden bezugnehmend, spricht Müller von der Errichtung eines „Territorialghetto[s]“²³⁷, wohin die Juden auszulagern wären. Wichtig erscheint dabei vorzuschicken, dass Müller den Typus des Juden nicht als einen von geringerem Wert ausgestatteten wissen möchte, sondern als einen, dem es in seiner „Andersartigkeit“ nicht ganz ohne Spannungen möglich ist, sich innerhalb einer deutschen Gesellschaft einzugliedern. So ist es unter anderem das allgemeine Gemüt des Juden, welches sich nach Müller diametral zu jenen des Ariers verhält. Das Jüdische wird mit dem Gestus der Hyperempfindlichkeit und Zimperlichkeit belegt. Oftmals wird ihm dabei auch ein Hang zum

²³³ Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.77.

²³⁴ Vgl. Ebd. S.79.

²³⁵ Ebd. S.79-80.

²³⁶ Vgl. ebd. „Der Jude krankt an der Erde; er besitzt deren keine“.

²³⁷ Ebd.

Wahnsinn nachgesagt. Die „Verzärtelung“ und die „sanften Nerven“²³⁸ des Juden seien daran schuld, dass die Irrenhäuser „voll mit geistig schönen, schöngeistigen, oft genialen Juden“²³⁹ wären. In seinem Essay *Österreich und der Mensch. Eine Mythik des Donau-Alpenmenschen* (1916) glaubt Müller, vor allem Wien als des Juden destruierendes Schicksal auserkoren zu haben. Wenn Müller den Juden gewissermaßen bewundert, lobt und davon spricht, dass es dieser meist zu komfortablem Erfolg gebracht hätte, meint er damit nicht den Juden in seiner Ganzheit, sondern stets den „entasiatisierten Typus“. Wien dagegen hätte es zu Stande gebracht, den Juden in den „vollkommenen Asiaten“ umzugestalten. Müller entwickelt eine Vorstellung des Juden, die, getragen von der populistischen Welle des antisemitischen Klimas jener Zeit, alles Jüdische als Fremdkörper in Szene setzt. Um sich nun dieser „Andersheit“ irgendwie zu entledigen, bedarf es wieder einer „rücksichtslosen Kraft“, die bereits einmal „in Lueger“ da gewesen sei, wie sich Müller beinahe sentimental erinnert.²⁴⁰ Interessanterweise nennt Robert Müller an dieser Stelle Lueger noch im selben Atemzug mit dem ermordeten Thronfolger Franz Ferdinand.²⁴¹ Dies tut er hier bereits zum zweiten Male. Schon in *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* tauchen Karl Lueger und Franz Ferdinand als kuriozes Brüderpaar im Geiste auf.²⁴²

In seinem 1923 erschienenen Essayband *Rassen, Städte, Physiognomien* widmet Müller dem Thema Juden sogar ein eigenes Kapitel. Müller zeichnet hier ein Bild, welches den Juden als „Großstadtvolk“²⁴³ kennzeichnet. Auf die Frage hin, ob Müller Antisemit sei oder nicht, scheint dieser selbst die Antwort zu geben. Wie er in einem Brief von 1920 an Hermann Bahr erkennen lässt, beschreibt Müller sich selbst als einen „kosmisch[en] Antisemit[en]“²⁴⁴. Kosmisch deshalb, da er sich in seinen antijüdischen Polemiken innerhalb einer kosmischen Verantwortung legitimiert fühlt:

²³⁸ Müller, Robert: *Rassen, Städte, Physiognomien*. S.44.

²³⁹ Müller, Robert: *Deutschland und der Mensch*. In: Köster (Hg.): *Kritische Schriften III*. S.16. Dies bekräftigt er ein weiteres Mal in einem Brief an Hermann Bahr aus dem Jahr 1920. In: Reichmann (Hg.): *Briefe und Verstreutes*. S.74. „Kein Zufall, daß unsere Irrenhäuser voll sind mit meschuggen Juden.“

²⁴⁰ Müller, Robert: *Österreich und der Mensch. Eine Mythik des Donau-Alpenmenschen*. In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.189-190.

²⁴¹ Vgl. Ebd. S.190. „Der Wiener Völkernaschmarkt schließt nicht an sich die Leistung aus; aber er bedarf einer konzentrierenden, rücksichtslosen Kraft, die ihm heute unter seinen Typen fehlt. Einmal war sie da, in Lueger. Ein anderes Mal ging sie, nicht für Wien allein, für ganz Österreich mit Erzherzog Franz Ferdinand unter.“

²⁴² Vgl. Müller, Robert: *Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?* In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.51. „Der Thronfolger, dies sei hier zum ersten Mal festgestellt, gehörte zu keiner Partei. Er war ein Gegner der Verjudung [...]. Als politischer Typus stand ihm Lueger am Nächsten.“

²⁴³ Müller, Robert: *Der Jude*. In: Müller, Robert: *Rassen, Städte, Physiognomien. Kulturhistorische Aspekte*. Mit einer Einführung und herausgegeben von Stephanie Heckner. Igel: Paderborn 1992. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 4). S.51.

²⁴⁴ Müller, Robert: Brief vom 26. Mai. 1920 an Hermann Bahr. In: Reichmann (Hg.): *Briefe und Verstreutes*. S.74.

In Wahrheit ist unsere Politik heute verjudet bis dorthinaus. Alle Christen auch in hoher Position oder von großer schöpferischer Kraft sind dem Juden untertan; denn Parteisekretariate, Redaktionen, Verlage, Kunstsalons, ect. von Industrie und Börse nicht zu reden, sind von Juden okkupiert. Das wäre rassenpolitisch gleichgültig, warum soll nicht die stärkere Rasse die schwächere unterkriegen? Aber es ist kosmisch eine Verirrung.²⁴⁵

Zwei Dinge werden anhand dieser Briefzeilen markant sichtbar. Zum einen wird die sozialdarwinistische Auffassung von gesellschaftlicher Machtdisposition - für die Müller sich immer wieder ausspricht - mit dem Trick einer vermeintlich vorhandenen *kosmischen Rechtmäßigkeit* ad absurdum geführt, zum anderen geht Müller offensichtlich dem Klischee der jüdischen Weltverschwörung auf den Leim. Dieser Brief an Bahr lässt einen unverschleierte Blick auf Müllers durchaus tief sitzendem Antisemitismus zu, welchen er auch auf einer rassistischen Ebene diskursiv ausverhandelt. So erklärt Müller den Juden auch zu einem Rassephänomen, welches als solches dem Germanen im Sinne einer völkisch aufgeladenen Konkurrenz entgegentritt: „Wir verjuden“²⁴⁶. Der Brief lässt erkennen, was seine Essays bereits vermuten lassen. Er outet Müller als Antisemiten. Müllers Hetze gipfelt schlussendlich, vor allem vor dem Hintergrund der unheilvollen Geschichte des Antisemitismus der Nationalsozialisten, in einer prognostischen Polemik, die uns aus heutiger Sicht, wie ein makabrer Orakelspruch erscheint: „Die Juden jammern - Sie wollen, daß ihnen was geschieht. Nicht einen Tag halten sie es ohne Verfolgung aus. Tun wir ihnen und Gott - ihrem Gott - den Gefallen.“²⁴⁷ Müller konnte wohl noch nicht erahnen, wie sehr sich sein polemisches Begehren noch bewahrheiten sollte. Robert Müller muss demnach ohne jegliche Scheu als antisemitischer Autor geführt werden. Auch Eva Reichmann, die Herausgeberin der Werkausgabe *Briefe und Verstreutes*, und Thomas Schwarz kommen zu einem ähnlichen Fazit:

Auch wenn es der ästhetisierenden Germanistik nicht gefallen mag: Müllers manifeste Ablehnung des Judentums ist eine nicht weginterpretierbare Tatsache. Es ist müßig, empört darauf hinzuweisen, daß nur der Freitod Müller davor bewahrt hat, seiner interessierten Faszination, die der entstehende Faschismus auf ihn ausgeübt hat, am Ende auch zu erliegen.²⁴⁸

Doch es wäre nicht Müller, wenn er nicht auch in der modernen Rezeption und inhaltlichen Wertung seiner Schriften polarisieren würde. Im Gegensatz zu Heckner und Schwarz spricht ihn Hans Heinz Hahnl in seinem Nachwort des neuherausgegebenen Romans *Der Barbar* von jeglichen Antisemitismusvorwürfen sogar frei:

Natürlich darf man die zeitgeschichtliche Note nicht übersehen. Es hat seinen Reiz, authentisch zu erfahren, was und wie man damals gedacht hat. Ob es Nachgeborene verurteilen, ist ohne Belang, zumal

²⁴⁵ Ebd. S.75

²⁴⁶ Ebd.

²⁴⁷ Ebd. S.76.

²⁴⁸ Reichmann, Eva/Schwarz, Thomas: Editorial. In: Reichmann (Hg.): *Briefe und Verstreutes*. S.6.

einer, der Robert Müller faschistische Gedanken vorwirft, nicht vergessen sollte, daß er sie ein gutes Jahrzehnt vor dem Ausbruch der faschistischen Macht formuliert hat. Mit Impetus, aber mit Vorbehalten. Er war jedenfalls kein Mitläufer, auch kein Vor-Denker, sondern ein Nachdenker, der bestimmt niemanden angesteckt hat, der selbst angesteckt worden ist, aber vor Ablauf der Inkubationsfrist bereits wieder kuriert war. Nichts ist lächerlicher als der Vorwurf des Antisemitismus, wenn man das Wien dieser Jahre, wenn man die jüdische Selbstverleugnung und den jüdischen Selbsthaß bedeutender Juden dieser Zeit kennt.²⁴⁹

Jedem sei es selbst überlassen, inwiefern man den durchaus kontroversen Ausführungen Hahnls entsprechen will oder eben nicht. Die Frage sei jedoch erlaubt, ob es denn der Sache gerecht wird, allein in der zeitgenössischen Stimmung die Legitimation für Müllers Antisemitismus zu suchen. Selbst wenn man von den oben genannten Aspekten ausgehen möchte, bleibt Müllers Argumentation eine, welche allein unter rein rational-humanistischen Standpunkten abgelehnt werden muss. Dabei darf man nicht den Fehler begehen zu denken, Müller wäre sich dessen nicht bewusst, im Gegenteil, er ist sich darüber völlig im Klaren. Doch Müller stellt das humane Recht, ja den Humanismus als Ganzes, in einer Rangordnung unter jenes kosmische Gesetz, das diese Handlungsweisen zu legitimieren meint. Günter Helmes hält sich in der Bewertung Müllers faschistischer Neigungen dagegen beide Seiten offen:

Ich halte es wahrscheinlich, daß sich Robert Müller, hätte er länger gelebt, zeitweilig auf die Seite der Faschisten geschlagen hätte. Ebenso wahrscheinlich aber erscheint mir, daß er wie Rutra, wie Hiller (der immerhin überlebte) und viele andere „Zerstörer der Vernunft“ das Opfer der Prinzipien der eigenen Ideologie geworden wäre.²⁵⁰

Auch Stephanie Heckner zieht ein ähnliches Fazit, jedoch kommt sie in der Frage nach faschistoiden Tendenzen in Müllers Werk zu einer etwas kompromissbereiteren Conclusio:

Dabei soll nicht unterschlagen werden, daß Müller an manchen Stellen in nicht akzeptabler Weise ausfällig wird. Würde man diese Stellen isoliert zitieren, wären sie Beweis genug für Müllers Nähe zu faschistischem Denken. Liest man aber bei Müller weiter, so läßt sich das nicht aufrecht erhalten. Müller relativiert seine Standpunkte selbst und kippt sie ohne weiteres ins Gegenteil. »Fragwürdig« ist Müller als Denker allemal.²⁵¹

Diese Fragwürdigkeit Müllers ist es wohl, die ihn so schwer greifbar macht. Wie in allem was er schreibt und propagiert, ist er schwankend und unstetig. Der Kosmos, der sich während der Lektüre müllerscher Programmatik ausbreitet, ist derart dehnbar und widersprüchlich, dass es schlichtweg unmöglich scheint, eine exakt verlaufende Linie seiner gesellschaftspolitischen Gesinnung zu erfassen. Es soll an dieser Stelle noch einmal festgehalten werden, dass sich in Robert Müllers Auffassung von Demokratie und der *Judenfrage* durchaus Überschneidungen

²⁴⁹ Hahn, Hans Heinz: Annäherung an den Romancier Robert Müller. In: Müller, Robert: Der Barbar. Mit einem Nachwort und herausgegeben von Hans Heinz Hahn. Paderborn: Igel 1993. Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 5). S.128.

²⁵⁰ Helmes: Themen und Tendenzen. S.263.

²⁵¹ Heckner Stephanie: Eine Einführung. In: Müller, Robert: Rassen, Städte, Physiognomien. S.9.

zum Faschismus finden lassen. Jedoch darf ebenso nicht verschwiegen werden, dass Müller sich von dessen elementarem Duktus in vielerlei Hinsicht doch in eklatanter Weise unterscheidet.²⁵² Nicht nur der Rassenbegriff ist bei Müller per Definition ein anderer²⁵³, sondern auch das Ziel seiner Programmatik entspricht nicht dem Totalitarismus der später aufkeimenden faschistischen Regime. Andererseits ist es genauso legitim zu spekulieren, Müller wäre schon noch, hätte er es zeitlebens noch erfahren, auf den *Geschmack* gekommen. So oder so bleibt Müller gerade aufgrund seines frühen Todes, in einer Zeit, in welcher sich der Faschismus gerade erst in seiner pränatalen Phase befindet, geradezu ein undurchdringlicher Charakter. Es ist diese nebulöse Eigenart, welche Müllers Argumentationsweise besonders in der modernen Rezeption oft ungeordnet, geradezu grotesk wirken lässt. Dieses Groteske und bisweilen auch Absurde in den Formulierungen seiner Gesellschaftsutopien lässt Müller als Expressionisten, aber auch als österreichischen Literaten allgemein, exponiert dastehen. Dieser Umstand veranlasst Hans Heinz Hahnl zu einem außerordentlich präzisen Fazit, das in dieser Präzision der Charakterisierung ebenso einzigartig ist wie Müller selbst und noch einmal Bezug nimmt auf Müllers faschistoiden Neigungen:

Ausgerechnet der Mann, der mit rassistischen Vorurteilen, antisemitischen Ausfällen, pangermanischen Bekenntnissen herumgeworfen hatte, bot das Miteinander der Nationen als Zukunftsprogramm an. Als er es veröffentlichte, haben deutsche, slawische, ungarische, jüdische und romanische Altösterreicher, zumindest ihre intellektuelle Mehrheit, dieses Modell bereits einmütig bekämpft. Der Rettungsversuch eines als Untergangsprophet mißverstandenen Kritikers wurde nicht mehr gehört.²⁵⁴

Am Ende sei noch einmal ein besonderer Aspekt Müllers Judenproklamationen herausgehoben, der insofern von Interesse scheint, als dass Müller der jüdischen Frau ganz außerordentliche Eigenschaften in der Ehe zuschreibt. So seien jüdische Frauen treu und in der Ehe zuverlässig²⁵⁵ und würden dabei in der „Entfaltung dauerhafter und reicher“²⁵⁶ lieben als andere. Ein relativ wenig beachtetes Detail aus der Biographie Müllers erscheint unter diesem Aspekt besonders pikant: Müllers Ehegattin Olga Estermann war Jüdin.

²⁵² Beispielsweise beabsichtigt Müller zu keinem Zeitpunkt die Juden auszulöschen, wie es etwa die Nationalsozialisten vorhatten. Vgl. Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.80. „Es ist nicht wünschenswert, daß der Jude ausstirbt, abgesehen davon, daß damit den europäischen Völkern eine allzu große assimilatorische Arbeit zugemutet würde, die auch schaden könnte.“

²⁵³ Dazu mehr im Kapitel „Die Rasse als anthropologisches und metaphysisches Konzept“ (S.62).

²⁵⁴ Hahnl, Hans Heinz: Atlantische Verlockungen (Nachwort). In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.306.

²⁵⁵ Vgl. Müller, Robert: Rassen, Städte, Physiognomien. S.50.

²⁵⁶ Ebd. S.46.

3.2 DIE RASSE ALS ANTHROPOLOGISCHES UND METAPHYSISCHES KONZEPT

Der Rassenbegriff darf in Robert Müllers Gesamtwerk ohne weiteres als zentrale Kernthematik in der Argumentation seiner Programmatik geführt werden. Dabei ist der Begriff ‚Rasse‘ weitaus weiter gefasst als bloß in seiner biologisch vorhandenen Ausformung. Rasse ist bei Müller stets auch auf einer Metaebene zu verorten, auf dieser sich die Rasse als der Inbegriff seiner gesellschaftspolitischen Theorien widerspiegelt. Wenn man sich nun dem Rassenbegriff bei Müller widmet, tut man gut daran, sich zunächst sorgfältig und behutsam dem Gegenstand zu nähern, da dessen Konnotationen sich in Müllers Diskursgenese einer ständigen Bedeutungsmetamorphose unterziehen. Es erübrigt sich auch hier wiederum explizit darauf hinzuweisen, dass sich Müller in seiner Begriffsdefinition von Rasse ein ums andere Mal widerspricht, widerlegt und offenbar ohne Scham selbst bloßstellt. Zunächst gilt es den Versuch zu wagen, den Rassenbegriff Müllers zu katalogisieren und in einem weiteren Schritt zu kategorisieren. Ein grundlegendes Urteil erschließt sich dabei bereits auf den ersten Blick: Müllers Rassenbegriff in einer Ebene bloßer Biopolitik und Eugenik zu beschränken greift zu gering, stattdessen ist die Rasse stets auch als ein ideologischer und „geistiger“ Überbau zu verstehen.

Ganz allgemein weist Müller stets darauf hin, dass es oberste Prämisse sei einen „europäischen Rassestaat“ zu errichten. Auf die Frage nach der Beschaffenheit dieses Staates gibt Müller eine Antwort, die sich der Biopolitik und den rassenhygienischen Diskursen damaliger Zeitgenossen größtenteils entzieht und darüber hinausgeht. Der ideale „Rassestaat“ ist demnach einer, der es vermag, folgendes Credo in sich zu vereinen: „viele Sprachen, viele Völker, eine Rasse, eine Kultur“.²⁵⁷ Allein dieses Plädoyer macht klar, dass Müllers Rassenkonzeption die Grenzen biopolitischer Eugenik übersteigt und in einem kulturell-gesellschaftlichen Ganzen aufgeht. Müller denkt in seiner Rassenkonzeption weiter und umfassender als es die bloße Eugenik vorsieht und verleiht dem Rassendiskurs vor allem eine kulturpolitische Komponente, in der Österreich augenblicklich den Prototyp des „Rassestaats“ widerspiegelt²⁵⁸. Für Müller muss es logischerweise Österreich sein, da er zum einen selbst bekennender Österreicher ist, zum anderen sich Österreich schon seit jeher als Vielvölkerstaat konstituiert. Kritische Stimmen sprechen dabei vom *Völkerkerker* Österreich. Reizvoll erscheint es in diesem Zusammenhang, Müllers Position hinsichtlich aktueller

²⁵⁷ Vgl. Müller, Robert: Macht. In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.133. Wie bereits im Kapitel „Der Krieg als Mythos“ beschrieben, glaubt Müller zunächst im Habsburgerreich diesen Prototyp zu erkennen (S.31).

²⁵⁸ Selbst nach dem offensichtlichen Scheitern des Vielvölkerstaates der Habsburger bleibt Müller dieser Vorstellung treu.

Rassendebatten, die sich zum größten Teil aus rassenhygienischen Diskursen zusammensetzten, zu untersuchen. Insbesondere erscheint Müllers Idee der Vermischung der Rassen, also der „Mischung als Idee“, als oppositionelle Antithese zeitgenössischer Rassendiskurse. Thomas Schwarz führt diese Rassen- und insbesondere Hybridisierungsphantasien seitens Robert Müller vor allem auch auf dessen Erfahrungen in New York zurück. Bereits 1910 war New York ein Schmelztiegel der Kulturen und Völker, sodass davon auszugehen ist, dass dieser Abschnitt seines Lebens nicht spurlos an Müller vorübergegangen ist.²⁵⁹

Thomas Schwarz zitiert in seiner Monographie *Robert Müllers Tropen. Ein Reiseführer in den imperialen Exotismus* aus einer amerikanischen Enzyklopädie, die das Leben in New York um 1910 wohl vergleichsweise authentisch wiedergibt: „The present population is the most remarkable collection of people in the world, the most various in race and religion ever gathered together in such numbers in the history of mankind.“²⁶⁰ In diesem *melting pot* findet sich Müller 1910 inmitten der Inkarnation seiner eigenen Idealvorstellungen einer Gesellschaft wieder, die sich als ein *pars pro toto* seines „Rassestaates“ konstituiert. Für Thomas Schwarz ist es vor allem die Großstadterfahrung während Müllers Zeit als Reporter in New York, die den Ausschlag für sein aufkeimendes Interesse an Hybridisierungsphantasien gibt. Dieser Hang, sich alles als ein Ergebnis und eine unmittelbare Folge eines bestimmten Mischverhältnisses erklären zu wollen, geht im Übrigen über seine Essayistik hinaus und schlägt sich ebenfalls in der Prosa nieder; so auch in seinem Roman *Tropen*. Ausgehend von eben besprochener Konstellation erkennt Schwarz eine analoge Verbindung zwischen der Großstadterfahrung New York und dem Exotismus der Tropen. Beide sind demzufolge das „Nervensystem eines hybriden Menschen“²⁶¹.²⁶² New York konstituiert sich demnach als ein innerhalb einer Metaebene verhaftetes Leitmotiv müllerscher Gesellschaftstheorien, welches immer wieder zum Gegenstand diverser diskursiver Aushandlungsprozesse ist. Am Ende seines Erzählfragmentes *Manhattan Girl* (1920) kommt Müller zu einem bemerkenswerten Fazit über jene Stadt, von der man ausgehen kann, dass sie ihn in seiner gesellschaftspolitischen Denkweise mindestens so prägte, wie es seine Heimat Wien tat. Demnach spricht Müller New York ein „hybrides Wesen“²⁶³ zu. Allein diese Feststellung scheint Attest genug zu sein, um New York als

²⁵⁹ Vgl. Schwarz: *Robert Müllers Tropen*. S.222.

²⁶⁰ Rufus Rockwell Wilson: *New York*. In: Georg Edwin Rines (Hg.): *The Americana. A Universal Reference Library*. New York 1910 (ohne Seitenangabe). Zitiert nach: Schwarz, Thomas: *Robert Müllers Tropen*. S.239.

²⁶¹ Schwarz: *Müllers Tropen*. S.240.

²⁶² Vgl. Ebd. S.239-240.

²⁶³ Müller, Robert: *Rassen, Städte, Physiognomien*. S.167.

Kristallisationspunkt aller theoretischen Ansätze Müllers zu erachten. Diese Erfahrung scheint der Schlüssel zu sein, um Müllers Wahrnehmung eines hybridisierten „Rassestaates“ zu verstehen.

Nun bedarf es keiner sonderlich eingehenderen Studie, um zu erkennen, dass Müller sich mit seiner Vorstellung einer hybridisierten Gesellschaft entgegen der gängigen Diskurse damaliger Zeit positioniert. Bereits 1914 sagt sich Müller von den Dogmen der Rassenhygieniker klar los und wendet sich stattdessen verstärkt seinen Hybridisierungsutopien zu. Es ist die genetische Amalgamierung, nicht die Reinhaltung, für die Müller ins Feld zieht.²⁶⁴ Schwarz erkennt gerade in dieser oppositionellen Haltung Müllers, der sich damit den Hauptströmungen eines anthropologischen Denkens der Rassenhygiene entgegenstellt, welches eine Vermischung der Rassen als grundsätzlich degenerierendes Motiv beschreibt, einen Katalysator seiner Theorien. Schwarz meint, Müllers „Denken gewinn[e] dadurch an Sprengkraft.“²⁶⁵ Doch so sehr Müller sich gegen die Rassenhygieniker ideologisch auch sperren mag, so sehr biedert er sich ihrer Sprache an, sodass die beiden Lager zwar ideologisch voneinander getrennt operieren, jedoch Gebrauch von derselben Terminologie machen; lediglich die Motivation ist eine andere.²⁶⁶ Zu glauben, Müller wäre in seinem Denken betreffend eines schöpferischen Prinzips innerhalb seiner Idee der Rassenmischung ein alleiniger Vertreter seiner Zunft gewesen, ist schlichtweg falsch. Im engeren Sinne argumentiert Müller auf Linie einer Variation eugenischen Denkens, welches eben das „genaue Gegenteil des Degenerationsparadigmas“²⁶⁷ vertritt. Diese Spielart der Eugenik besteht bereits seit dem 19. Jahrhundert. Schwarz ernennt diesbezüglich den deutschen Bibliothekar und Kulturhistoriker Gustav Klemm (1802-1867) als geistigen Vater von derlei Hybridisierungsphantasien. Dieser deutete bereits 1843 ein biogenetisches Modell eines Menschen an, welches grundsätzlich der Idee der Vermischung der Rassen entspricht, wonach erst die Emulgiierung bestimmter Rassen - einer „aktiven“ und einer „passiven“ - den Menschen zur Kultur befähigen würde. Als Antithese zu Klemms Theorien geht Joseph Arthur de Gobineau (1816-1882) davon aus, dass hybride Verbindungen niemals zu einer Meliorisierung des Menschen beitragen könnten. Gobineau schließt daraus, dass die jeweiligen Rassen sich in gewissen Ungleichmäßigkeiten gegenüberstehen und damit eine Vermischung stets eine Degenerierung des Volkes zu Folge hätte.²⁶⁸ Andererseits impliziert die Theorie Gobineaus ebenfalls die Annahme, wonach eine höhere Kulturgeneese gerade

²⁶⁴ Vgl. Schwarz: Müllers Tropen. S.222.

²⁶⁵ Vgl. ebd. S.224.

²⁶⁶ Vgl. ebd. S.222.

²⁶⁷ Ebd. S.243.

²⁶⁸ Vgl. ebd. S.224.

durch Hybridisierung der Rassen passiert, da Kultur ausschließlich von diesen „Blutmischungen“ leben würde. Schwarz zieht hier die Parallele zu Robert Müllers Roman *Tropen*, wo es eben auch die „Mischlinge“ sind, die den „Künstler-Mythos“, wie Schwarz Gobineaus Theorie bezüglich der Vermischung der Rassen deutet, hervorbringen. Selbst in der kulturkritischen Essayistik lässt sich Müllers Tendenz zum künstlerisch begabten „Mischling“ feststellen. So interpretiert Schwarz Müller folgerichtig, dass dieser selbst Österreichs Musik als das Produkt einer „Rassenmischung“ beschreibt.²⁶⁹ Außerdem ortet Thomas Schwarz die Doppelmonarchie innerhalb Müllers hybridischer Denkmuster als „eine Zone der Hybridisierung“, welcher zudem auch noch die Aufgabe des Vermittlers zwischen Osten und Westen auferlegt wird.²⁷⁰

Zusammengefasst ergeben sich demnach zwei divergente Lager ein und desselben Diskurses. Diese zwei reaktionären Ideen, die sich beide aus der eugenischen Debatte herausbilden, beanspruchen allesamt das Vorrecht zu einer Rassenverbesserung beitragen zu können, entweder durch „arische Reinzucht“ oder „germanische Amalgamierung“.²⁷¹

3.2.1 Die Rasse als gesellschaftlicher Diskurs um 1900

Immer dort, wo sich Ideologie und Mythos mit Wissenschaft vermengen, bildet sich infolgedessen der Nährboden für eine Weltanschauung, die sich aufgrund ihrer gegebenen Brisanz stets als Spielball hitziger Debatten widerfindet. Der biopolitische Diskurs war um 1900 Gegenstand einer populären Wissenschaft, die sich beharrlich im Spannungsfeld zwischen ideologischen Eitelkeiten, Mystifizierungen und gesellschaftlich bedingten Ressentiments postierte. Würde man sie nach heutigen Standards einer Bewertung unterziehen wollen, wäre sie wohl den Pseudowissenschaften hinzuzuzählen, ähnlich dem Mesmerismus ein Jahrhundert zuvor.

Dabei ergibt sich in der Analyse der Debatten ein äußerst differenziertes Bild der Rassentheoretiker jener Zeit. Ausgehend vom deutschen Begründer der Rassenhygiene Alfred

²⁶⁹ Vgl. ebd. S.225.

²⁷⁰ Vgl. ebd. S.227. Diesbezüglich erscheint eine Anekdote zu Robert Müllers Verhältnis zum Judentum von besonderem Interesse. Bemerkenswerterweise sehnt sich Müller bereits 1915 nach einer Möglichkeit zur Erschaffung eines künstlichen jüdischen Staates, der sich als eine „Chance“ für die Verständigung der Monarchie und dem Osten konstituieren soll. Vgl. Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.80. „Der Hinweis auf das russische Territorium ist ein provisorischer Vorschlag. Vielleicht findet sich Besseres. Der Vorschlag ist mit Rücksicht auf eine spätere Liquidierung des russischen Westens getan. Anstelle des heutigen Rußlands ergäben sich dann zwei asiatische Nationen, der Sibirjake und der Jude. Dieser jüdische Staat, ein Nachbar Österreichs, könnte in Anbetracht der Tatsache, daß seine Sprache, das Jiddische, eine Lehnsprache zum Deutschen ist, als eine Art Übergangs- und Pufferstaat zu asiatischem Wesen, zu dem sein Volk stärkere Verwandtschaft mitbringt, gedacht sein.“

²⁷¹ Vgl. Schwarz: Müllers Tropen. S.227.

Ploetz - der im Übrigen auch in der österreichischen Eugenik-Bewegung²⁷² des frühen 20. Jahrhunderts eine gewisse Wertschätzung genoss - über Houston Stewart Chamberlain, Ludwig Woltmann, August Forel, Friedrich Ratzel bis hin zu Herinrich Driesmans erstreckte sich in ganz Europa ein breiter Diskurs rund um biopolitische Inhalte. Alle waren sie die Advokaten einer Idee eines Rassenbegriffs, der sich als ein Baukastensystem deklarieren lässt, in dem Rasse sich als ein bewusst steuerbarer Modus manifestiert. Letzterer dieser eben angeführten Liste ist nach Schwarz von besonderer Bedeutung, da sich in dessen biopolitischen Denkmustern bemerkenswerte Überschneidungen zu Müllers Eugenikphantasien finden lassen. Um 1900 publizierte Driesmans seine Arbeit *Kulturgeschichte der Rasseninstinkte*, welche sich vehement gegen die reinrassigen Idealvorstellungen zeitgenössischen Zeitempfindens stellt, indem er von einer Vorstellung ausgeht, dass erst die Vermischung der Rassen das deutsche Volk zur Kultur befähigt hätte. Somit sei es von höchster Notwendigkeit, sich mit dem Fremden zu vereinen.²⁷³ Zur Verdeutlichung Driesmans' Theorie einer auf Rasse begründeten Kultur sei an dieser Stelle Thomas Schwarz direkt zu Wort gelassen:

Driesmans beruft sich auf Gobineau, wenn er das »Rassenblut« als den ausschlaggebenden Faktor für die »Kulturfähigkeit« eines Volkes fasst, aber er kritisiert dessen Ansatz auch als einseitig: Es sei ein Irrtum, wenn man glaube, dass die »arischen Völker« ihre »Kulturen allein aus sich heraus erzeugt« hätten. Die Germanen fühlten sich »zu fremden Rassen hingezogen«, es liege in ihrer Natur, »fremdes Wesen zu überschätzen« und mit »Begierde anzunehmen«. Niemals hätten sie Wert auf »Rassenzucht und Rassenreinheit« gelegt, immer schon hätten sie sich »unbedenklich mit jeder anderen Rasse eingelassen«. [...] Auf biologische Hybridität führt Driesmans Eigenschaften wie Kulturrelativismus und Exotenromanie zurück, darüber hinaus Nationalismus. [...] Hybridität wird hier nicht einfach positiv bewertet, aber allein schon die Ambivalenz von Driesmans Ausführungen hebt sie sich aus dem Gros dessen, was um 1900 wissenschaftliche Gültigkeit beansprucht, heraus. [...] »Kulturwildnisse und Urwaldstände gilt es unserem Zivilisationskonzern wieder einzuverleiben, um ungebrochene Rassenkraft daraus zurückzugewinnen«. Amalgamierung durch Hybridisierung scheint ihm genau wie Müller der beste Weg zu sein, um der »Rassekraft« diese »Wildheit« zuzuführen. Driesmans' Motto für einen eugenisch modernisierten Rousseauismus lautet: »in die Wildnis der Natur zurück«.²⁷⁴

In seinem Fazit über die anthropologisch-eugenische Kulturtheorie jener Hochzeit der Biopolitik präzisiert Schwarz noch einmal seine Ausführungen dahingehend, dass die „Konzepte kultureller und genetischer Hybridität“ untrennbar miteinander verbunden waren und die Eugenik dabei als etwas Notwendiges betrachtet wurde. Eine besondere Aufgabe wird dabei der Literatur zu Teil, denn „hier schlüpft das Hybride den Netzen der Bio-Macht durch die Maschen“.²⁷⁵ Diesen Umstand machte sich auch Robert Müller zu Nutzen. Vor allem im Roman *Tropen* wird dieser Topos zum offensichtlichen Motiv.

²⁷² Dazu später mehr im Kapitel „Exkurs: Eugenik in Österreich“ (S.68).

²⁷³ Vgl. Schwarz: Müllers Tropen. S.227-232.

²⁷⁴ Ebd. S.232-233.

²⁷⁵ Vgl. ebd. S.233.

Um 1900 kommt es in ganz Zentraleuropa zum vermehrten Interesse an der bewussten Steuerung menschlichen Lebens. Die Eugenik verortet ihre Wurzeln - zumindest im deutschsprachigen Raum - dabei nur bedingt in der Wissenschaft. Es sind vor allem Ideologeme, die sich zu weiten Teilen aus dem Bereich des Germanenkults und den völkischen Diskurskomplexen speisen, die den Weg für die Verbreitung eugenischer Ideen bereiten. Bereits im deutschen Kaiserreich, insbesondere ab dem 19. Jahrhundert, als Darwin seine *Entstehung der Arten* zur Wissenschaft machte, gab es erste Bestrebungen, sich in diese Richtung, manchmal wissenschaftlich, oft rein ideologisch begründet, zu öffnen. Dabei wurden ideologische Prämissen meist den wissenschaftlichen vorangestellt. Schließlich waren es die Anfangsjahre des 20. Jahrhunderts, in denen sozialdarwinistische Perspektiven und Auslegungen zunehmend in ein sozialpolitisches Fahrwasser gerieten. Der deutsche Biologiehistoriker Uwe Hoßfeld verweist dabei auf ein besonders inflationäres Aufkommen „nordischen Gedankengutes“²⁷⁶. So wurden laut Hoßfeld im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts gleich mehrere Initiativen, die sich einem nordisch-nationalen Kulturkreis verschrieben hatten, gegründet: 1907 der *Ring Norden*, 1910 der *Geheime Nordische Ring*, 1911 der *Mittgart - Bund* und die *Ostara - Gesellschaft* sowie 1925 die *Nordische Bewegung*. Die Vielzahl dieser Organisationen ist dabei lediglich Ausdruck ein und derselben Programmatik: die Auslese der Rassen. Immer wieder galt es, dem Credo der Zurückdrängung der Minderwertigen und der Auslese der Tüchtigsten gerecht zu werden.²⁷⁷ Das Vokabular der Rassenhygiene ist also weitaus älter als der Nationalsozialismus samt seiner Propaganda der Rassenpolitik. Noch lange bevor die Nationalsozialisten die Rassenhygiene als politisches Instrument für sich entdeckt hatten, gab es innerhalb der Bevölkerung bereits einen Paradigmenwechsel, wonach Schlagwörter wie Rassenhygiene und Eugenik auf eine breite Resonanz trafen. Hoßfeld weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass im Kontext dieses Paradigmenwechsels gesellschaftspolitische und soziale Probleme stets biologisiert wurden²⁷⁸, und somit der Nährboden für die spätere Verführungsstrategie der Nationalsozialisten geebnet war. Vor allem seit dem Kruppschen Preisausschreiben (1900) wurden Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland öffentlich zur Debatte gestellt und (pseudo-)wissenschaftlich unter die Lupe genommen. Das von Alfred Krupp mit 30.000 Mark finanzierte Ausschreiben mit dem Thema *Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der*

²⁷⁶ Hoßfeld, Uwe: Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005. (Wissenschaftskultur um 1900 2). S.195.

²⁷⁷ Ebd. S.196.

²⁷⁸ Ebd.

Staaten? war nach Hoßfeld so etwas wie der Startschuss zu einer öffentlichen Debatte rund um die sozialdarwinistischen Ideen, die sich gerade zu dieser Zeit in Deutschland ausbreiteten. Parallel dazu kam es zu Gründungen von Zeitschriften wie dem *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie* (1905) sowie der *Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene* (1904).²⁷⁹

Einend steht all diesen Erscheinungen ein Zeitgeist gegenüber, der sich vermehrt auf ideelle, denn auf wissenschaftlich-biologisch valide Konzepte beruft und dabei stets der Vorstellung naheifert, dass Kultur immer unmittelbarer Ausdruck der jeweiligen Rasse sei. Kultur und Rasse werden in dieser Zeit zum Synonym ein und desselben Ideals: die biologisierte Kultur.

3.2.2 Exkurs: Eugenik in Österreich

Bevor es an die nähere Analyse des Rassenbegriffs in Müllers Werk, vor allem hinsichtlich seines Romans *Tropen* gehen wird, soll auch die Rolle Österreichs in der Geschichte der Eugenik durchleuchtet werden. Obwohl die großen Eugeniker jener Zeit anderswo ihrer Praxis nachgingen, darf man nicht den Fehler begehen zu glauben, Österreich hätte ein inselgleiches Dasein fern jeglicher eugenischer Debatten gefristet.

Österreich bleibt in der Eugenik-Diskussion zumeist stiefmütterlich behandelt. Das mag zum einen daran liegen, dass sich die weitläufigeren Debatten rund um das Thema zum Gros innerhalb des bundesdeutschen Gebietes abspielten, aber auch daran, dass die Forschung Österreich schlichtweg lange genug ausgeklammert hatte, sodass der Eindruck entstehen konnte, in Österreich wäre erst mit der Machtergreifung der Nazis eugenisches Gedankengut in die Mitte der Gesellschaft gesickert. So fragt sich etwa Michael Hubenstorf im Vorwort zum vom Historiker Thomas Mayer herausgegeben Werk *Eugenik in Österreich. Biopolitische Strukturen von 1900 bis 1945* nicht ganz frei von Ironie: „Eugenik in Österreich? Gab es das überhaupt?“²⁸⁰

Noch vor 1918, bevor es überhaupt eugenische Vereine und deren Netzwerke gab, waren bereits gewisse Absichten vorhanden, eugenische Ideen politisch realisieren zu wollen. Vor allem innerhalb der Ärzteschaft, wie Thomas Mayer in seiner Untersuchung *Familie, Rasse und Genetik. Deutschnationale Eugeniken im Österreich der Zwischenkriegszeit* feststellt, waren solcherlei Bestrebungen - zunächst noch untergründig - vorhanden. Einerseits

²⁷⁹ Ebd. S.199-200.

²⁸⁰ Hubenstorf, Michael: Vorwort. In: Baader, Gerhard/Hofer, Veronika/Mayer Thomas (Hg.): *Eugenik in Österreich - Biopolitische Strukturen von 1900-1945*. Wien: Czernin Verlag 2007. S.7.

war die Eugenik dahingehend von größerem Interesse, da sie den Ärzten ein vermeintlich neues Berufsfeld eröffnete, andererseits versprach man sich auch die Utopie einer künstlich beeinflussbaren und steuerbaren Gesellschaft. Den Eugenikern ging es im Grunde genommen um die Befriedigung ihrer „Weiter- und Höherentwicklungsfantasien“.²⁸¹ Festzustellen ist jedenfalls, dass Österreichs Eugenik-Bewegung indes jener der deutschen immer einen Schritt hinterherhinkte. Zu der Zeit, als in Österreich die ersten eugenischen Debatten aufkamen, war die Eugenik in Deutschland schon längst eine etablierte Wissenschaft. So dauerte es noch seine Zeit, bevor Österreich mit seinem deutschen Nachbarn gleichzog. Dieses verzögerte Eintreten der Debatte in Österreich erscheint logisch, wenn man dies aus einer etwas ironischeren Perspektive betrachtet, wie es Micheal Hubenstorf tut: „So wie eben in Österreich – nach einem verbreiteten Vorurteil – alles nachgemacht wird, nur fünf bis zehn Jahre später.“²⁸² Ein weiterer Grund, warum es die Eugenik zunächst schwer hatte, in Österreich Fuß zu fassen, war der Tatsache geschuldet, dass es keinerlei Medien gab, die sich der Thematik annahmen, sodass der Versuch, eugenische Inhalte der Gesellschaft zu vermitteln, zunächst nur auf wenig Widerhall traf,²⁸³ zumal Österreich auch in der Gründung von eugenischen Vereinen im europäischen Vergleich lange abgeschlagen nicht Schritt halten konnte. Erst ab 1923 gibt es gesicherte Belege für die Existenz eugenischer Vereine in Österreich, wobei diese damals fast ausschließlich dem deutschnationalen Milieu entsprungen waren.²⁸⁴ Erste Versuche, eugenisches Gedankengut unter die österreichische Bevölkerung zu bringen, präsentierten sich zunächst als zögerliches Herantasten. Doch man ließ nichts unversucht, um sich auch in Österreich zu behaupten. Selbst Koryphäen der Szene traten in Vorträgen über Eugenik in der Öffentlichkeit auf, doch blieben diese Maßnahmen größtenteils wirkungsarm. So soll unter anderem auch Alfred Ploetz, der als Begründer der Eugenik in Deutschland gelten darf, bereits 1902 in Wien zum Thema der Rassenhygiene gesprochen haben. Doch lassen sich diese ersten nervösen Gehversuche, die Eugenik als einen legitimen Bestandteil eines wissenschaftlichen Kanons in Österreich zu etablieren, zunächst noch als ein Kampf gegen Windmühlen beschreiben.²⁸⁵ Die deutschen Aushängeschilder der Rassenhygiene blieben in Österreich dementsprechend noch ohne sonderliche Wirkung. So gab es

²⁸¹ Vgl. Mayer, Thomas: Familie, Rasse und Genetik. Deutschnationale Eugeniken im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Baader/Hofer/Mayer (Hg.): Eugenik in Österreich - Biopolitische Strukturen von 1900-1945. S.162-163.

²⁸² Hubenstorf, Michael: Vorwort. In: Baader /Hofer /Mayer (Hg.): Eugenik in Österreich. S.8.

²⁸³ Vgl. ebd. S.166.

²⁸⁴ Vgl. ebd. S.165.

²⁸⁵ Vgl. Mayer, Thomas: Eugenische Netzwerke im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Wecker, Regina/Braunschweig, Sabine u.a. (Hg.). Wie nationalsozialistisch ist die Eugenik? Internationale Debatten zur Geschichte der Eugenik im 20. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2009. S.219-220.

1913 gerade erst einmal fünf Mitglieder für Rassehygiene in Österreich.²⁸⁶

Als in Österreich die Eugenik gerade erst Fuß zu fassen begann, fand diese sich in Deutschland bereits inmitten eines breitgefächerten, gesellschaftlichen Diskurses eingebettet wieder. Auch Österreicher beteiligten sich aktiv innerhalb der deutschen Eugenik-Bewegung. Österreichische Vertreter waren etwa der Rassenhygieniker Max von Gruber, der Ethnologe und Soziologe Richard Thurnwald und der Anthropologe Felix von Luschan. Zwar gingen diese ihrer Praxis in Deutschland nach - vor allem da es aus genannten Gründen vor 1918 diesbezüglich keinerlei Betätigungsfelder in Österreich gab - doch muss auch ihr Auftreten als unmissverständliches Symptom der eugenischen Entwicklung in Österreich gedeutet werden.²⁸⁷ Die Tatsache, dass eine Institutionalisierung der Eugenik bis in die 1920er Jahre nicht stattfand, darf unter keinen Umständen mit der Annahme einhergehen zu glauben, Eugenik wäre in Österreich inexistent gewesen.²⁸⁸ Die ersten Versuche, die Eugenik durch Institutionalisierung einem wissenschaftlich interessierten Publikum zu öffnen, fanden in Österreich vor allem in persona von Heinrich Reichel 1920 ihren Anfang. Seine Methode war ebenso einfach wie effizient. Er machte die Eugenik universitätstauglich. Reichel brachte es zustande, die Eugenik als Lehrveranstaltung an der Universität Wien einzugliedern und zu etablieren. Die Vorlesungen, die er unter dem Titel „Rassenhygiene“ im Sommersemester 1920 abhielt, lockten vor allem reichsdeutsches Publikum an. Doch auch dieses konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Lehrveranstaltungen im Großen und Ganzen eher spärlich besucht waren.²⁸⁹

Die Eugenik in Österreich wirkte also lange im Verborgenen. Jene, die sich zu Größerem berufen fühlten, gingen nach Deutschland, der Rest versuchte in Österreich diese noch relativ junge Wissenschaft mit dem gesellschaftlichen Konsens zu vereinbaren. Dass dies zunächst nur bedingt gelang, zeigen die eben beschriebenen Beispiele. Inwiefern Müller von der aufkeimenden und noch *ungeübten* Eugenik in Österreich beeinflusst wurde, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, jedoch ist das bloße Aufkommen der Eugenik in Theorie und späterer Praxis letztendlich auch in Österreich ein sichtbarwerdendes Symptom der Zeit. Es soll hier nicht darüber spekuliert werden, inwiefern Robert Müller mit den Rassendiskursen der Eugeniker in Österreich in Kontakt kam oder eben nicht, zumal dies, vor allem bis in die 1920er Jahre, angesichts genannter Gründe angezweifelt werden darf. Vielmehr geht es darum zu zeigen, dass Müller sich in außergewöhnlicher Weise wieder als ein Diagnostiker seiner

²⁸⁶ Vgl. Hubenstorf: Vorwort. In: Eugenik in Österreich-Biopolitische Strukturen von 1900-1945. S.11.

²⁸⁷ Vgl. Wolf, Maria: Eugenische Vernunft: Eingriffe in die reproduktive Kultur durch die Medizin 1900-2000. Anm. 40. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2008. S.51.

²⁸⁸ Vgl. Mayer: Eugenische Netzwerke im Österreich der Zwischenkriegszeit. S.219.

²⁸⁹ Vgl. ebd. S.228.

Zeit präsentiert, natürlich auch mit dem Blick nach Deutschland, wo diese biopolitischen Phantasien bereits ab 1900 in die gesellschaftliche Mitte zu sickern begannen. Das Hauptaugenmerk des Interesses liegt demnach in der Kenntnis des gesellschaftspolitischen Umfelds, indem sich Müller mit seinen biopolitischen Utopien bewegt. Rasse als Diskurs ist demnach die akute Folge dessen, was Darwin mit *On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life* 1859 initiiert hatte und schlussendlich über die Eugenik in der Perversion einer nationalsozialistischen Rassenhygiene ihren Höhepunkt fand. Robert Müller reiht sich diesen Diskurs als ein ambivalenter, oft widersprüchlicher Charakter ein. Zwar geht er ebenfalls wie die Rassenhygieniker seiner Zeit von einer gewissen Divergenz - nicht unbedingt Wertigkeit - innerhalb der verschiedenen Rassen aus, jedoch geht es ihm beileibe nicht um deren Reinhaltung. Im Gegenteil, nach Müller ist es die Vielfalt der Rassen, die es zu erhalten gilt. Müllers Begriff von Rasse spiegelt sich dabei nicht nur in seiner Essayistik wider, sondern auch in der innerdiegetischen Auseinandersetzung seiner Prosa. Natürlich ist der Begriff der Rasse bis heute ein heikler, wird er doch beinahe reflexartig mit faschistoiden Regimen kurzgeschlossen. Das mag neben der akut vorhandenen Ablehnung gegenüber demokratischer Strukturen auch der Grund sein warum, Kritiker Müller immer wieder mit diesen Vorwürfen konfrontieren. Die Germanistin Stephanie Heckner äußert sich in ihrer Einleitung zu Müllers neuaufgelegtem Essayband *Rassen, Städte, Physiognomien* dahingehend wie folgt:

Tatsächlich verwendet Müller die Vokabel „Rasse“, aber in seinem Denken ist er kein Rassist. Robert Müller denkt im Globus. Der Begriff der „Rasse“ bestimmt sich für ihn vornehmlich nicht unter den Vorzeichen der Abtrennung, sondern unter denen der Vermischung, Assimilation, der wechselseitigen Bereicherung. Müllers idée fixe ist die fortschreitende „Weltvermischung“, die Ver-Dichtung der „Rassen“ in einem umfassenden „Kunstwerk der Umwelt“.²⁹⁰

Es mag zwar zutreffen, dass Müller kein Rassist im Sinne eines Denkens ist, welches die eine Rasse über die andere stellen will, dennoch neigt man dazu Müller einen *positiv* gearteten Rassismus zu unterstellen. *Positiv* meint damit nicht eine Variante des rassistischen Denkens, welches in irgendeiner Art und Weise positiv zu bewerten wäre, sondern einen Rassismus, der Rassen aufgrund vermeintlich positiver Eigenarten im besonderem Maße von anderen unterscheidet und sich dabei vollkommen oppositionell zu jenem rassistisch motivierten Handeln verhält, welches Rassen als Träger biopolitischer Macht betrachtet. Müllers Rassendenken mag zwar keines sein, welches agitatorisch diskriminiert und verfolgt, jedoch nichtsdestotrotz im Kern durch und durch rassistisch ist. Bestätigt findet sich diese Annahme in Robert Müllers Werken selbst. Insbesondere in Müllers Roman *Tropen* kommt der Duktus

²⁹⁰ Heckner, Stephanie: Eine Einführung. In: Müller, Robert: *Rassen, Städte, Physiognomien*. S.7.

dieser Vermischung der Rassen zum Wohle einer aus sich selbst erneuernden Menschheit besonders zum Vorschein. Rassendiskurse sind das elementare Fundament im Denken Müllers, so ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Protagonisten seines Romans *Tropen* ebenfalls verschiedenen Nationalitäten angehören. Slim, der Amerikaner, van den Dusen, der Holländer, und schlussendlich Brandelberger, der Österreicher.

Müller muss demnach als ein Theoretiker beschrieben werden, der nachbetrachtet oftmals auf Unverständnis, ja Entsetzen stößt. Dies tut er zunächst aufgrund der zeitgenössisch üblichen Diskursterminologie, welche uns aus heutiger Sicht, vor allem hervorgerufen durch die Euthanasie des Nationalsozialismus, die Geister der Vergangenheit ins Gedächtnis ruft. Wenn bei Müller etwa von einem „erstklassigen Menschenmaterial“²⁹¹ oder von „hygienische[n] Verkehrtheiten“²⁹² die Rede ist, kommen in einer sensibilisierten Gesellschaft Nachgeborener unweigerlich die Bilder der nationalsozialistischen Terrorherrschaft ins Bewusstsein. Es sind unter anderem eben diese Termini, die aus Müller einen ambivalenten Charakter machen, kennt sie das kollektive Gedächtnis doch fast ausschließlich in Zusammenhang mit rassentheoretischen Diskursen faschistischer Regimeordnungen.

Es bleibt also festzuhalten, dass Müllers Rassenbegriff und sein damit verbundener Rassismus ähnlich zu beurteilen sind, wie seine faschistoiden Tendenzen. Auf dem ersten Blick akut vorhanden, weichen sie immer mehr einer Relativierung, um schlussendlich in einem Konzept aufzugehen, welches mit biopolitischen Machtdispositionen nicht mehr viel gemein hat, sondern sich immer mehr in einer Metaebene aufzulösen beginnt. Die Rasse ist bei Müller mehr als bloße Bio-Macht, sie ist Träger der Kultur und des Staates.²⁹³ Zu guter Letzt ist Rasse aber stets eines: die „Mischung als Idee“ im Sinne der Erschaffung eines Neuen Menschen. „Nicht Einförmigkeit der Typen wollen wir zeugen, sondern Reichtum.“²⁹⁴

²⁹¹ Müller, Robert: *Tropen*. S.61.

²⁹² Ebd.

²⁹³ Vgl. Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): *Gesammelte Essays*. S.34. „Die Rasse ist überall und allezeit das kulturtragende und staatenbildende Element.“

²⁹⁴ Ebd. S.30.

4 DER NEUE MENSCH ALS WIEDERGÄNGER DER GESCHICHTE

Der Neue Mensch ist per se keine neuzeitliche Idee, jedoch wird der Ruf nach einer Erneuerung des Typus in der Zeit um 1900, vor allem nach dem Weltenbrand des Ersten Weltkriegs und insbesondere im Expressionismus, dem man Müller jedenfalls hinzurechnen darf, immer lauter. Der Neue Mensch ist in den utopischen Vorstellungen der Moderne stets einer, der dem gegenwärtigen Typus in Physis und Geist stets überlegen ist. So ist dieser „gesünder, langlebiger, kräftiger, größer und auch schöner“ als sein fehlerhafter Vorgänger.²⁹⁵

Der Aktivismus bietet Müller jenes Werkzeug, das es ihm ermöglicht, sich neue utopische Wirklichkeiten von Staat, Gesellschaft und schlussendlich dem Menschen zu erdenken. Dieser Ruf nach Renovation ist geprägt und getragen von einem allumfassenden Pessimismus, der sich in der Zeit um 1900 zu manifestieren beginnt und schlussendlich im Weltkrieg seinen vorläufigen Höhepunkt findet. Eva Horn bescheinigt dem Krieg eine anthropologische Essenz, die sich dahingehend äußert, dass Krieg immer auch Ausdifferenzierungsprozess des Typus Mensch bedeutet. Horn verweist darauf, dass es in dieser Vorstellung einer „Anthropologie des Krieges“ nur ein Ziel gäbe: den Neuen Menschen.²⁹⁶ Der Erste Weltkrieg zeigt sich maßgeblich dafür verantwortlich, dass der Neue Mensch immer mehr in den Fokus einer geradezu messianisch herbeigesehnten Vorstellung rückt, die gleich in mehrerlei Ausformung ihren Niederschlag in den Diskursen jener Zeit findet. Eva Horn beschreibt in ihrer Untersuchung *Krieg und Krise. Zur anthropologischen Figur des Ersten Weltkriegs* den Krieg als Anlass und zugleich Katalysator für die Entstehung des Neuen Menschen:

Der Krieg ist in genau dem Maße Lösung und Ausgang aus der Krise der modernen Kultur, wie er zum Geburtshelfer dieses Neuen Menschen werden kann. Und darum dient er als untrügliches Kriterium und Prüfstein für ihn. Als einer, der sich für die Gemeinschaft opfert, der die Zerstörung tradierter Formen als Intensivierung des Lebens affirmieren kann und dessen Individualismus in der Makrostruktur der Organisation seinen Platz findet, ist der Krieger der Neue Mensch par excellence.²⁹⁷

Auch Müller will den Krieg zunächst als schöpferisches Prinzip verstanden haben, indem er in dessen zerstörerischer Einzigartigkeit das Potenzial eines nötigen Neuanfangs für den Menschen zu erkennen glaubt. Gerade in dieser Singularität des Ereignisses wird diese Vorstellung eines anthropologischen Kahlschlags affirmiert. Dem entsprechend steht laut

²⁹⁵ Vgl. D’Idler, Martin: Die Modernisierung der Utopie: Vom Wandel des Neuen Menschen in der politischen Utopie der Neuzeit. Münster: LIT Verlag 2007. S.12.

²⁹⁶ Vgl. Horn, Eva: Krieg und Krise. Zur anthropologischen Figur des Ersten Weltkriegs. In: Gerhart von Graevenitz (Hg.): Konzepte der Moderne. Weimar: Metzler 1999. S.641-642.

²⁹⁷ Ebd. S.643.

Helmes die Tatsache gegenüber, dass Müller in seinen drei Kriegsbeiträgen vor allem „anthropologisch-individualistisch“ argumentiert und nicht politisch. Dadurch wird der Krieg als „Menschenbildner mythisiert“. ²⁹⁸

Der Germanist Lucas Marco Gisi erkennt in den modernen Utopien des Neuen Menschen einen Dualismus, in dem sich die Diskursgeschichte einzupendeln scheint. Zunächst manifestiert sich dieser in der von Jean-Jacques Rousseau geprägten Vorstellung, wonach der Neue Mensch quasi heranerzogen werden kann. Ziel dieser Idee soll es sein, den Menschen letztendlich wieder zu seiner ursprünglichen Natur zu geleiten, schließlich sei diese ihm aufgrund der Kultur fremd geworden. Nebst Rousseau reiht sich Nietzsches Konzept des züchtbaren Übermenschen in den Diskurs ein und erscheint als ein allgegenwärtiger Topos, der die „Opposition von Körper und Geist“ überwinden soll. Für Gisi ist es vor allem der Aspekt der künstlichen Herbeiführung des Übermenschen, welcher sich in Anbetracht der modernen Konzeptionen von einem neuen Menschentypus als maßgeblich darstellt. Gisi verortet diese Achse theoretischer Ausdifferenzierungsmodelle in der Tradition von biologischen Diskursen, welche durch Darwin initiiert wurden und ihre Weiterführung in den biopolitischen Debatten des 20. Jahrhunderts finden. So ist es eben Darwin, der die Perspektive freilegt, wonach der Neue Mensch auch ein Produkt von „Züchtungstechniken und biopolitischem Kalkül“ sein kann. ²⁹⁹ Aus diesem Kontext stellt sich der Neue Mensch als eine Variable dar, welcher sich der Expressionismus in all seinen Ausformungen und Spielarten annimmt. Egal ob in der Literatur oder der bildenden Kunst; der Neue Mensch manifestiert sich als unmittelbares Indiz affektiver Wunschvorstellungen einer modernen Gesellschaft, die sich nach einem neuen evolutiv-anthropologischen Konzept sehnt. Plastisches Manifest dieser Stimmung ist die von Otto Freundlich gestaltete Plastik *Der neue Mensch* (1912), die später jedoch von den Nazis als das Synonym entarteter Kunst zweckentfremdet und schließlich vernichtet wurde. ³⁰⁰ Was die Utopien des Neuen Menschen im Gegensatz zu älteren Konzeptionen unterscheidet und gleichermaßen dabei auszeichnet, ist die Tatsache, dass der Mensch nun selbst als schöpferische Instanz tätig wird, anstatt sich überirdischen Energien ausgesetzt zu fühlen. Als Antithese der modernen Konzeption des Neuen Menschen kann demnach die Johannes-Apokalypse stellvertretend ausgelegt werden.

²⁹⁸ Vgl. Helmes: Themen und Tendenzen. S.9.

²⁹⁹ Vgl. Gisi, Lucas Marco: Die Biologisierung der Utopie als Apokalypse. Der neue Mensch in Robert Müllers Tropen. In: Utopien und Apokalypse in der Moderne. Sorg, Reto/Würffel, Stefan (Hg.). München: Wilhelm Fink Verlag 2010. S.216.

³⁰⁰ Vgl. Hausschild, Joachim: Utopien von Wahrheit und Licht. In: Art. Das Kunstmagazin. <http://www.art-magazin.de/div/heftarchiv/1994/8/EGOWTEGOTTRPHPOGWTRROWRP/Utopien-von-Wahrheit-und-Licht> (Zugriff: 28.08.2012)

Die Jahrhundertwende offenbart sich als die Scheidezeit eines anthropologischen Selbstverständnisses, das sich als ein lang gehegter Wunsch im kollektiven Gedächtnis einer ganzen Generation erneuert ausdrückt. Der ausgehende Expressionismus konzipiert den Neuen Menschen - gerade in der Zeit gesellschaftlicher sowie politischer Umbrüche - als die Ultima Ratio, um die moderne Gesellschaft noch in geordnete Bahnen zu lenken, bevor diese sich selbst zermürt. Beinahe messianisch wird er herbeigesehnt, um Altes abzustreifen, verkrustete Gesellschaften aufzubrechen und die Menschen neu zu organisieren. Dabei geht es immer zuerst um die Analogien von Zerfall und Wiederauferstehung, Tod und Leben. Vor allem nach dem Ersten Weltkrieg, nachdem der alte Typus quasi an der eigenen Tat, dem Krieg, gescheitert ist, besteht ein innerstes Verlangen danach, nicht nur politische, sondern auch geistige Neuanfänge wagen zu wollen. Der Neue Mensch gilt als Chance, Dekadenz und Tabula Rasa als Schöpfungsprinzip. Eine Blaupause des Neuen Menschen gibt es in der Vorstellung der Expressionisten nicht. Das einzige Kontinuum, das die verschiedenen Modelle des neuen Typus zu einem scheint, ist die analogische Gegenüberstellung von Obsoleszenz und Innovation, oder banal gesprochen: aus alt mach neu. Der Neue Mensch ist Leerstelle und Obsession zugleich. Über alledem schwebt stets Nietzsches Übermensch-Konzept. Der Neue Mensch ist demnach kein passiver, sondern ein aktiver, sich der Welt öffnender Typus. Bettina Pflaum beschreibt in ihrer Arbeit *Politischer Expressionismus: Aktivismus im fiktionalen Werk Robert Müllers* die expressionistisch-aktivistische Ausprägung des Neuen Menschen wie folgt:

Die Kunst der Zeit versucht, der Ich-Krise zu begegnen, indem sie ein neues Menschenbild postuliert. Der ‚neue Mensch‘ soll auf einer geistig höheren Ebene die lebensweltlichen Unzulänglichkeiten überwinden und so zu einer sozio-kulturellen Verbesserung dieser Lebenswelt beitragen. Der ‚neue Mensch‘ wird beschrieben als derjenige, der seine Zeit erkennt.³⁰¹

Legt man diese Diagnose auf Müller um, so ist dieser selbst ein Träger jenes Konglomerats an Charakteristika, mit dem Pflaum den Neuen Menschen beschreibt. Für Müller ist der Neue Mensch zunächst ein Typus, der neben seiner geistigen Komponente auch eine biologische in sich trägt. Das Prinzip der Vermischung der Rassen dient der Vorstellung des von Müller propagierten neuen Typus als Leitmotiv. Der neue Menschentypus ist demnach *heranzüchtbar*. Der „Zuchtgermane“ als schöpferische, genuine Phantasie ist in der Konzeption Müllers jene Kraft, die auch eine Erneuerung der Gesellschaftsstrukturen zu Grunde liegt. Müllers Konzept des Neuen Menschen geht Hand in Hand mit einer grundlegenden Umdeutung gesellschaftlicher Leitmotive und Konventionen. Der Neue Mensch als Typus gibt sich als die Grundvoraussetzung für eine erneuerte Gesellschaft zu

³⁰¹ Pflaum: Expressionismus. S.55.

erkennen.

Pflaum betont dabei, dass Müllers Vorstellungen des Neuen Menschen keineswegs lediglich in den Sphären des Individuums verharren, sondern stets dem finis ultimus einer neuen Gesellschaftsordnung untergeordnet sind.³⁰² Literarisch schlagend wird Müllers gesellschaftliches Konzept zum ersten Mal in seinem wohl bedeutendsten Werk *Tropen*, welches ihm als eine Art Laborkasten seiner eigenen theoretischen Formeln dient.

4.1 DER NEUE MENSCH IST WIRKUNG

Robert Müller ist Aktivist und als solcher ständiges Opfer seines eigenen Anspruchs nach Neuem, Progressivem und der Meliorisierung der inneren Zustände des Staates, der Gesellschaft und schließlich des Menschen selbst. Seine Auffassung literarischen Schaffens ist unmittelbar mit dieser Trias verbunden, wonach mit dem literarischen Werk stets Wirkung einhergehen soll, ja sogar muss. Dieses ständige Müssen verursacht in Müllers Tun den allgegenwärtigen Wunsch nach dem Neuen Menschen. Egal ob in seiner Essayistik oder Prosa, der Konzeption des Neuen Menschen wird alles untergeordnet. In besonderem Maße findet sich dieser Diskurs in seinem Roman *Tropen* wieder. Müllers *Tropen* stellt den Versuch dar, narrative Räume zu eröffnen, in denen sich imaginierte Hybridisierungsutopien festsetzen und Müllers gesellschaftspolitische Programmatiken innerhalb einer exotisch, utopischen Versuchsanordnung durchexerziert werden. Müller verfährt mit dem Begriff der Tropen ähnlich wie mit jenem der Rasse. Die Tropen unterstehen in ihrer Konnotation gleich in mehrerlei Hinsicht einer gewissen Ambiguität. Schwarz bescheinigt dem Amazonasgebiet, in das der Roman seine Handlung einbettet, eine „tropische[r] Hybridität par excellence“³⁰³. Wie bereits angedeutet, kann man davon ausgehen, dass sich Müllers geistige Wurzeln seiner Tropenidee im New York des Jahres 1910 finden lassen. Diesbezüglich lässt Schwarz keine Zweifel offen. Müller hat das Leben in New York ähnlich einem Tropen-Erlebnis wahrgenommen, wodurch er sich in seiner Konzeption seines neuen Typus entscheidend beeinflussen hatte lassen.³⁰⁴ Darüber hinaus bedarf es einer bestimmten Kontextualisierung, um sich im Text, respektive in den Tropen, nicht zu verlieren. Wenn etwa davon die Rede ist, dass die Tropen als eine metaphysische Ebene des Seins zu denken wären, darf diese

³⁰² Vgl. ebd. S.59. Pflaum zitiert in diesem Zusammenhang Robert Müllers Ausführungen seines Textes „Neue Helden“, welcher ursprünglich im Saturn veröffentlicht wurde. Zitiert nach Pflaum: Robert, Müller: Neue Helden. Saturn 3, H. 10. In: ders: Kritische Schriften I. S.79. „Kein neuer Mensch ohne neue Gesellschaft! Soll ja der Neuling nicht eine Ausnahme, sondern der zukünftige Durchschnittstypus sein. Aber erst wenn eine bessere Gesellschaft mit ökonomischen Talent die Güter: Zeit, persönliche Freiheit, sinnliches Glück und Selbstachtung weise verteilt hat, ist auch der physiologischen Bedingung des neuen Menschen genug getan.“

³⁰³ Schwarz: Müllers Tropen. S.13.

³⁰⁴ Vgl. ebd. S.37.

Interpretation Müllers Tropenbegriffs niemals den Anspruch einer Absolutheit für sich einfordern, sondern sich lediglich als eine Lesart festsetzen. Als eifriger Befürworter dieser These weist Thomas Schwarz ebenso darauf hin, diesen Fehler bloß nicht zu begehen, zumal stets ein latenter, kolonialimperialistischer Duktus Müllers Utopien eigen ist, wie dieser zuweilen bereits in seiner frühen Schaffensphase erkennen lässt. Vor allem in der Frühphase seines essayistischen und prosaischen Wirkens führt der unbedingte Wunsch nach imperialistischer Macht – auch wenn er dies selbst nie zugeben konnte – die Feder Müllers, wie Schwarz anhand von *Tropen* zu berichten weiß:

Liest man Müllers Amazonas-Roman in erste Linie als »Reise ins Ich« dann erweisen sich die »Tropen« als metaphorische Repräsentation psychischer Affekte. Von einem zivilisierten Menschen wird erwartet, dass er diese unter Kontrolle hat. Bei Müller jedoch werden sie in spezifischer Weise kultiviert mit dem Ziel, einen neuen »Menschen« zu erzeugen. Interpretationen nun, die den Exotismus dieses Autors aus seinem Zusammenhang mit der Geographie lösen, laufen Gefahr, einen wesentlichen Aspekt dieses Projekts zu verkennen: Die Tropen als konkretes Objekt eines kolonialen Begehrens [...].³⁰⁵

Eingebettet in dieses Szenario erweist sich der Neue Mensch demnach auch als ein Typus, der sich seiner soziokulturellen wie auch biopolitischen Macht bewusst ist. Dieser Typus wird schlussendlich in der Gestalt des „Kolonialmenschen“³⁰⁶ offensichtlich.

4.1.1.1 Exkurs: Der Kolonialmensch

„Kolonialmensch“ soll der neue Typus also sein. Im Sinne der Hybridisierungsphantasien, die in Müllers *Tropen* Einzug halten, erfährt der Begriff des „Kolonialmenschen“ einen äußerst breiten referenziellen Kontext. „Kolonialmensch“ zu sein bedeutet in erster Linie sich fremden Boden eigen zu machen. Doch mit der kulturellen Amalgamierung kam es in Zeiten des Kolonialimperialismus auch zu biologischen Vereinigungen mit den einheimischen Völkern. „Sexualbeziehungen zwischen Kolonialherren und der indigenen Bevölkerung stellten für die komplexen Prozesse der Abgrenzung zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden, die immer von rassistischen Vorstellungen geprägt waren, stets ein wichtiges Feld dar“³⁰⁷, schreibt die Historikern Ulrike Lindner in ihrer Arbeit *Koloniale Begegnungen: Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880-1914*. Vor allem die vorherrschenden Ressentiments gegenüber gemischtrassiger Liebschaften schlugen sich im Kolonisationsdiskurs akut nieder. Ungeachtet einer in Europa grassierenden Propaganda der Rassenhygiene waren sexuelle Beziehungen in den Kolonien zwischen den

³⁰⁵ Ebd. S.17-18.

³⁰⁶ Ebd. S.18.

³⁰⁷ Lindner, Ulrike: *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880-1914*. Frankfurt am Main: Campus Verlag 2011. S.317.

verschiedenen Ethnien Usus und gehörten mit zum Alltag.³⁰⁸ Klarerweise wurden diese Beziehungen aus der zeitgenössisch vorherrschenden Perspektive der Rassenhygiene äußerst kontrovers diskutiert, doch stärkten sie im Endeffekt sogar die Herrschaft in den kolonialisierten Gebieten im Sinne einer totalen Autorität gegenüber den indigenen Völkern, die sich in deren sexuellen Verfügbarkeit ausdrückte.³⁰⁹ Besonders um die Jahrhundertwende rückte man die Debatte um die Problematik der gemischtrassigen Beziehungen innerhalb der Kolonien in den Fokus eines primär in den Mutterländern geführten gesellschaftspolitischen Diskurses. Lindner zufolge weitete sich die Diskussion dabei dermaßen aus, dass sich die „Regulierung von sexuellen Beziehungen zwischen Kolonialherren und indigener Bevölkerung“³¹⁰ zu einer der Kerndebatten rund um koloniale Machterhaltung und -strategie mauserte. Dies führte zu manch skurrilen Maßnahmen, die in Augen heutiger Beobachter nichts anderes als absurd wirken. Eine dieser vermeintlichen Maßnahmen zielte darauf ab, junge, weiße Mädchen in die Kolonien zu schicken, nur um dort mit alleinstehenden Männern vermählt zu werden. Dies geschah aus der Intention heraus, den Kolonialherren keinen Anreiz mehr zu geben, sich den heimischen Frauen anzunähern, außerdem befürchtete man die „Verkaufung“³¹¹ der Männer. Dahingehende Bedenken äußerten sich, dass man glaubte, jene Männer, die sich auf eine Beziehung mit einer einheimischen Frau einließen, würden zugleich auch auf deren Kulturstufe herabsinken.³¹² Natürlich traten diese Debatten innerhalb eines zeitgenössischen Diskurses auf, der gewiss unzuträglicher nicht sein hätte können. Der rassenhygienischen Propaganda waren in den Kolonien Tür und Angel geöffnet worden, um hier offenbar exemplarisch darzustellen, zu welchen Verlüderungen derlei Mischbeziehungen führen könnten. Aufgewiegelt durch die hitzigen Debatten in den Mutterländern gipfelte die Abgrenzungspropaganda darin, dass in deutschen Kolonien letztendlich sogar Mischverbote ausgesprochen wurden: zunächst 1905 in Südwestafrika, dann 1906 ins Ostafrika und schlussendlich 1912 in Samoa.³¹³ Letzten Endes reichte die Debatte bis in den Deutschen Reichstag hinein, weshalb sich der Kolonialstaatssekretär Wilhelm Solf 1912 zu einer Rede hinreißen ließ, in der er gegenüber der gegenwärtigen Situation in den Kolonien seine äußersten Bedenken kundtut:

Sie senden ihre Söhne in die Kolonien, wünschen Sie, dass Sie Ihnen schwarze Schwiegertöchter nach Haus bringen? Wünschen Sie, dass Sie Ihnen wollhaarige Enkel in die Wiege legen? Aber noch viel schlimmer: die Deutsche Kolonialgesellschaft gibt jährlich 50 000 Mark dafür aus, dass weiße Mädchen

³⁰⁸ Vgl. ebd.

³⁰⁹ Ebd. S.319.

³¹⁰ Ebd.

³¹¹ Ebd. S.320.

³¹² Vgl. ebd. S.319-320.

³¹³ Vgl. ebd. S.323.

nach Südwestafrika geschickt werden. Wollen Sie, dass diese weißen Mädchen mit Hereros, mit Hottentotten und Bastarden zurückkehren als Gatten?³¹⁴

Hinsichtlich unseres Themas sind die gegenwärtigen Kontroversen innerhalb kolonialimperialistischer Debatten insofern von Interesse, als dass Müller ein „Kolonialenthusiast ersten Ranges“³¹⁵ war. In dieses Diskursfeld tritt dieser nicht nur in seinem Roman *Tropen* und der Novelle *Inselmädchen* ein, sondern auch in seinem Essay *Der Kolonialmensch als Romantiker und Sozialist*. Müller greift dabei vieles auf, was die Kolonialromantik bereits seit den ersten Überseefahrten an Mystifizierungen und Geschichten zu erzählen wusste. Einer dieser Mythen ist die Erotik der Exotik.

Das erotische Moment erschließt sich aus einer langen Tradition kolonialer Sexualphantasien westlicher Vorstellungswelten, die das Wilde und die Natur in der Anthropomorphisierung der indigenen Frau als ultimatives Motiv von sexueller Lust mystifizieren. Müller löst das Erotische aus den Kolonialisierungsphantasien heraus, indem er von einem erotischen Prinzip spricht, welches er als das „erotische Phänomen der Distanzliebe“ beschreibt, und in diesem Zusammenhang die Wirkung der „fremdrassigen Frau“ auf den Europäer sublimiert.³¹⁶ Schwarz erkennt in Müllers Auffassung von sexueller Begierde und Kolonialismus in gewisser Weise eine Art konformistische Analogie der beiden. So weist Schwarz darauf hin, dass sich Müllers „sexuelle[s] Begehren nach dem Körper der exotischen Frau und das Begehren nach kolonialem Raum“ in ihrer Charakteristik in einem Punkt treffen würden. Demnach würden beide Akte „auf dieselbe libidinöse Triebkraft“ zurückgehen.³¹⁷ „Die auf das Fremde gerichteten libidinösen Triebkräfte möchte Müller in einem kolonialen Projekt bündeln“, so Schwarz in seiner Schlussfolgerung. Es lässt sich also bei Müller kein Widerspruch zwischen einer exotischen Sexualität und Kolonialeifer erkennen.³¹⁸

Literarisch öffnet sich Müller dem Thema in *Tropen*, indem er unter anderem das Verlangen Hans Brandelbergers nach der sexuellen Vereinigung mit der indigenen Zana in den Fokus seiner Handlung stellt. Es scheint sich einem die Vermutung aufzudrängen, Müller würde hier die Antithese zur realen Kolonialwirklichkeit, in welcher die Kolonialherren zumeist sexuelle Macht über die Frauen verfügen, anbieten. Denn im Gegensatz zur Realität verweigert sich die Frau den Annäherungen des weißen Kolonialisten. Schwarz sieht in

³¹⁴ Verhandlungen des Reichstags, 13. Legislaturperiode, 53.Sitzung, 2.5.1913,S.1648. Zitiert nach: Lindner: *Koloniale Begegnungen*. S.323.

³¹⁵ Schwarz: Müllers *Tropen*. S.50.

³¹⁶ Vgl. Müller, Robert: *Der Kolonialmensch als Romantiker und Sozialist*. In: Fischer (Hg.): *Kritische Schriften II*. S.339.

³¹⁷ Vgl. Schwarz: Müllers *Tropen*. S.57.

³¹⁸ Vgl. ebd. S.58.

diesem Aspekt vor allem die Stereotypisierung „der sexuellen Verfügbarkeit der Exotin“ in Frage gestellt, wonach die „exotischen Frauen in Müllers Roman [...] keineswegs so disponibel“ wären wie üblich in der Exotikliteratur. Müllers Konzept einer erotisch aufgeladenen Beziehung zwischen Kolonialisten und indigener Wilden konstituiert sich demnach als Widerspruch zu Romanen wie Pierre Loti³¹⁹ *Le mariage de Loti* von 1880 oder der Novelle *Der Gott* von Kasimir Edschmid aus dem Jahre 1916.³²⁰ Dieser Gegenentwurf manifestiert sich folglich gleich in mehrerlei Hinsicht. Zum einen verhält sich Müller in der literarischen Auseinandersetzung völlig entgegengesetzt zum Gros der gemeinhin bekannten literarischen Bearbeitung des Themas, zum anderen erteilt Müllers Prosa der realpolitischen Wirklichkeit kolonialer Machtpraxis, in der Frauen innerhalb der Kolonien als ständig verfügbares Objekt sexueller Begierde stilisiert werden, eine eindeutige Absage, indem er diesen Umstand ins Gegenteil verkehrt. Außer Frage steht in *Tropen* erneut Müllers Idee der Vermischung der Rassen. Die erotischen Phantasien finden stets im Konnex der Hybridisierung statt, was auch Thomas Schwarz diesbezüglich so diagnostiziert:

Der exotistische Diskurs, in dem die Palme als Kollektivsymbol exotischer Erotik schlechthin fungiert, kommt bei Müller nur mehr als Zitat vor. Das Ziel der exotischen Bildungsreise, auf der ein sexueller Kontakt zum Souvenir wird, führt der Roman so ironisch vor. Sein Protagonist gesteht mit dieser infamen Verkürzung, was im Diskurs über die exotische Liebeskunst gewöhnlich in epischer Breite verklärt wird. Das hindert den Roman aber nicht daran, eine exotische Liebesgeschichte eigener Art zu erzählen, der die Obsession seines Protagonisten für eine Vermischung der Rassen zugrunde liegt.³²¹

4.1.1.2 Der Neue Mensch in Robert Müllers *Tropen*

Wir hatten die Pace, die neue Pace, und jeder einzelne von uns hatte das Heil. - *Tropen*. S.126.

Die Vorstellung des Neuen Menschen in Müllers *Tropen* ist in ihrem Kern an zwei Paradigmen gekoppelt. Diese sind ausschlaggebend, um die Grundvoraussetzungen zu schaffen, aus denen der neue Typus schlussendlich emporsteigen soll. Zunächst wohnt dem Konzept des Neuen Menschen eine apokalyptische Vorstellung inne, der ein Niedergang des alten Typus dem erneuerten Menschen vorausgeht. Das zweite Vorstellungsparadigma ist in der Biologisierung der Konzeption des Neuen Menschen zu verorten. Der Neue Mensch ist bei Müller immer auch ein Produkt der Biologie, im Speziellen ist er das Ergebnis der sexuellen Vereinigung zweier Rassen. Der Schweizer Germanist Lucas Marco Gisi erkennt in

³¹⁹ Dieser Widerspruch wird auch an einer Stelle im Roman selbst zum Thema gemacht, indem Brandelberger sich über das romantisierte Klischee der Tropen in Europa echauffiert. Hierzu vgl. Müller, Robert: *Tropen*. S.99. „Aber ich kenne meine Mitteleuropäer. Sie möchten nichts daraus machen als eine Mondscheinpartie am Urwaldfluß, moskitolos, oder eine Liebesgeschichte frei nach Pierre Loti, wobei der Kreuzfahrer einen exotischen Bund einzugehen hat. Ich bin fanatisch dagegen.“

³²⁰ Vgl. ebd. S.51-52.

³²¹ Ebd. S.52.

der Kombination aus beiden Paradigmen die „Biologisierung der Utopie als Apokalypse“³²². Demnach sei Müllers neuer Menschentypus, eine „bricolage aus Elementen der Evolutions- und Rassentheorie, der Völkerpsychologie und einem geschichtsphilosophischen Entwicklungsdenken“³²³. Der Mensch wird als eine züchtbare Spezies wahrgenommen, deren geistiger Überbau aus Nietzsches Übermenschtopos erklärbar wird. Gisi sieht diesen Bezug darin bestätigt, dass *Tropen* „den Neuen Menschen als durch Hybridisierung gezüchteten Nietzscheschen Übermenschen“³²⁴ entwirft. Die Frage nach der Notwendigkeit der Erschaffung eines neuen Typus erklärt der Roman im Verlust der „Pace“. Die „Pace“ ist demnach der natürliche Rhythmus, der durch die Reise in die Tropen wieder zurückerworben werden will. Die Tropen sind diesbezüglich nicht nur in ihrer geographischen Existenz zu verorten, sondern auch als eine Reise in die Geschichte der Menschheit hin zur eigenen Natur zu interpretieren. Der Zweck dieser Reise liegt zunächst in der Aufgabe zu den Urmotiven der Menschheit zurückzufinden.

Wozu reist dieses Geschlecht? Um den Menschen in sich zu erweisen. Man reist nicht in ferne Länder mit seltsamen Klimaten und verblüffenden Erlebnissen: täte man's, man wäre enttäuscht, nichts als Spießbürgerlichem und Ernüchterndem zu begegnen, zu dem man nie die Räusche gehabt hat.³²⁵ Bergab sauste ich in die Tropen der Menschheit [...]. Dieses Geschlecht kehrt wieder zu den Vätern, in seinen Urwald zurück.³²⁶

Die Tropen als Topos der Ursprünglichkeit, der Wiege der Menschheit, der uns jedoch verloren gegangen zu sein scheint, kann nur dadurch wiederentdeckt werden, indem sich der Mensch seiner Ursprünglichkeit wieder bewusst wird. Dies passiert im Dualismus. Zunächst versteht sich die Reise als eine Expedition in die geographischen Tropen. In einem weiteren Schritt erweist sich die Tour als ein Revisor der eigenen Geschichte, die sich aber erst in dieser Umgebung der Exotik, in den Tropen, preisgibt. Diese Urgeschichte wird in der Metapher der „Tropen“ der Menschheit akzentuiert. Diese „Tropen“ sind nicht verloren, sondern lediglich in Vergessenheit geraten. Schließlich sind sie immer noch in uns, lediglich die „Pace“ ist verlorengegangen. Erst mit der Reise in die „Tropen“ lernt der Mensch, in Repräsentation von Brandelberger, „den Menschen zu verstehen“³²⁷.

Als ich die Tropen noch nicht kannte, vermeinte ich's zu wissen. Ich trug es damals in mir, die Tropen waren in mir vorweggenommen, irgend einmal in grauer Vorzeit mußte ich sie erlebt haben, als ich noch in meiner Mutter Schoß im lauen Klima, von Nahrung umbrandet und umgespült, lag. Später kam ich hin und sah den Dingen auf den Grund, [...].³²⁸

³²² Gisi: Die Biologisierung der Utopie als Apokalypse. S.215.

³²³ Ebd. S.221.

³²⁴ Ebd. S.222.

³²⁵ Müller, Robert: Tropen. S.118.

³²⁶ Ebd. S.40.

³²⁷ Ebd. S.34.

³²⁸ Ebd. S.89.

Die „Tropen“ führen vor Augen, was Menschsein im engsten Sinne existentieller Daseinskomposita bedeutet. Dahingehend wird der scheinbar verlorengegangene Naturzustand des Menschen durch die Metapher der „Tropen“ ersetzt. Die „Tropen“ sind der Platzhalter für den Topos der Ursprünglichkeit und des Urmenschen und selbst dem modernen Kulturmenschen noch immer in der anthropologischen Natur tief verwurzelt. Die Grundvoraussetzung einer Neuinterpretation des Menschen wird zunächst mit der Freilegung dieser „Tropen“ gleichgesetzt. Müller entwirft die Genese eines neuen Typus, welcher sich zunächst auf Basis der Protagonisten abspielt. Dabei lässt der Roman bis zum Schluss offen, wie sich der Neue Mensch letztendlich konstituieren soll. Zunächst geht Brandelberger mit der Auffassung einher, in Jack Slim, dem Amerikaner und „Weltmenschen“³²⁹, den neuen Menschentypus erkannt zu haben, bevor er sich selbst mit Slim gleichsetzt und schlussendlich in Slim den Prototypen des Neuen Menschen diagnostiziert, dessen Erweiterung er selbst zu sein scheint.

Ha, Slim und ich, wir beide sind die modernen Menschen. Bei uns ist die Analyse eine Energie geworden.³³⁰

Ich war bei Zellen, Insekten und Raubtieren gewesen und hielt mich in der Seele des Indianers, des schönsten aller wilden Menschen auf. Langsam näherte ich mich mir selber – dem intellektuellen Kaukasier, dem nervösen Nordlandmenschen – da war ich schon über mich hinaus, ich war in der Seele Slims, des Weltmenschen.³³¹

Erst durch Slim wird Brandelberger sich seiner Aufgabe zur Züchtung des Neuen Menschen bewusst. Er benutzt Slim quasi als navigierende Hand im Keimstadium eines Prozesses, der in der Schöpfung des Neuen Menschen seinen Gipfel finden soll. Brandelberger gebraucht Slim als eine vorläufige Blaupause. Doch erst mit dem Tod Slims, dem „Weltmenschen“, als Urmensch in der Höhle ist der Weg frei für die Schaffung des Neuen Typus. Die Analogie ist eindeutig: Slim, der moderne Mensch, der Amerikaner, der Inbegriff der Hybridisierung, stirbt als Urmensch in der Höhle. Der moderne Mensch findet zurück zu seinen Ursprüngen, um dort zu sterben und schlussendlich erneuert im Zuge der geschlechtlichen Vereinigung zwischen Brandelberger und Zana aufzuerstehen. Kurz gesagt: Das Alte muss sterben, um Neues zu gebären.

Was sehen Sie mich denn so an? Sie verstehen nichts. Gar nichts verstehen Sie. Verstehen Sie etwa das, daß Slim doch ein Höhlenbewohner ist, ein Urmensch, und daß er jetzt in die Höhle gehört? Der neue Mensch und der Urmensch – Sie, Sie --- das ist Symbolismus.³³²

³²⁹ Ebd.

³³⁰ Ebd. S.82.

³³¹ Ebd. S.89.

³³² Ebd. S.264.

Thomas Schwarz erkennt in Slim die „literarische Probe aufs Exempel“³³³ verschiedenster rassentheoretischer Diskurse, wonach dieser den personifizierten Hybriden disparater Rassentheorien darstellen würde. Slim steht demnach stellvertretend für die Auffassung einer hybriden Dominanz. Dabei fehlen Slim gerade aufgrund seiner Hybridität die Wurzeln einer in ihm verankerten Kultur.³³⁴ Dieses letzte Quäntchen fehlt ihm schlussendlich, sodass er lediglich als ein Prototyp des Neuen Menschen gelten darf. Diesbezüglich erschließt sich eine besonders bemerkenswerte Analogie hinsichtlich Müllers realpolitischen Avancen gegenüber Österreich. In Anbetracht der Auffassung Müllers, wonach Österreich lediglich die Idee eines „Rassestaates“ sei, ist es auch Slim, der die Idee des Rassemenschen verkörpert; beide sind sie Ahnungen dessen, was den Idealtypus ausmachen soll. Die Vermischung der Kulturen im Sinne der „Germanisierung“ wird in *Tropen* mittels der Metapher der sexuellen Vereinigung der beiden Rassen auf eine biologische Instanz heruntergebrochen. Ob diese Parallelen gewollt so gezogen werden, kann an dieser Stelle nicht mit an Sicherheit grenzender Bestimmtheit bestätigt werden, jedoch sind sie auffälliger Weise vorhanden.

So ist es das besondere Mischverhältnis der Rasse, welches aus der Vereinigung von Brandelberger und Zana hervorgehen soll, aus dessen Frucht der Neue Mensch herbeigeseht wird. Dieser Wahrnehmung fügt Gisi in seinem Aufsatz *Die Biologisierung der Utopie als Apokalypse* einem wesentlichen Aspekt hinzu. Gisi betont vor allem das Gewaltpotenzial, dass in den Hybridisierungsallmachtsphantasien Brandelbergers inne wohnt. Zwar würde die Hybridisierung bei Müller den zeitgenössischen Theorien der Rassenhygiene, widersprechen, doch bleibt der Neue Mensch schlussendlich immer „Resultat eines Gewaltakts“.³³⁵ Diese These Gisis findet sich in einem flammenden Plädoyer Brandelbergers wieder, indem er unter anderem selbst davon spricht, sich „zum Gewaltakt“³³⁶ herauszufordern:

[...] ich gründe nicht bloß ein Reich, ich gründe eine neue Rasse, ich erfinde ihr eine eigene moderne Seele nach dem neuesten Schnitte, ich kreierte einen brasilianischen und menschlichen Erztypus, in dem die Talente aller Organismen vereinigt sind.³³⁷
Haben wir sie verloren, so wollen wir sie uns wieder holen. Wir reisen. Wir bezwingen den Wilden, indem wir ihn sehen kommen.³³⁸

³³³ Schwarz: Müllers Tropen. S.233.

³³⁴ Vgl. Schwarz: Müllers Tropen. S.233-236.

³³⁵ Vgl. Gisi: Die Biologisierung der Utopie als Apokalypse. S.224.

³³⁶ Müller, Robert: Tropen. S.137.

³³⁷ Müller, Robert: Tropen. S.96-97.

³³⁸ Ebd. S.129.

4.1.1.3 Retournons à la nature

Tropen, Tropen, das ist ein verdammtes Wort, ein Salonvokabel, um für die paar Orchideen Platz zu machen, die an diesem Platze herumwelken - *Tropen*. S.99.

Die Tropen sind im Roman weit mehr als bloßes Setting. Sie sind als eine Art Schlüsselblick in die Urgeschichte des Menschen zu verstehen, indem die Wildnis und moderne Gesellschaft in persona der Indianer und der weißen Abenteurer akzentuiert werden. Die ursprüngliche und verloren geglaubte Wildheit des Menschen wird in den Ureinwohnern affektiert. Diese sind wiederum Platzhalter für die Vorstellung des *Menschen ohne Schuld*. In diesem Sinne treffen die Expeditionsteilnehmer auf das reinstmögliche Destillat der Menschheit. Dabei prallen zwei Welten aufeinander, die in ihrer Konstitution unterschiedlicher nicht sein könnten. Gleichzeitig manifestiert sich eine gegenseitige Oppositionshaltung, die sich in ihrer Andersartigkeit einerseits abstößt, andererseits gerade in dieser wiederum anzieht. Der kulturbegabte Mensch gibt sich in *Tropen* als Städter aus, jenen Typus, dem in seiner eigenen zivilisatorischen Wirklichkeit nicht nur seine Ursprünglichkeit, sondern auch seine Affekte abhandengekommen sind. Die Tropen fungieren dabei als Reiseführer zurück zu den Affekten. *Retournons à la nature*.

Stadt, Kultur und Gesellschaft sind Motive, die immer wieder als oppositioneller Gegenpart zur Wildnis durch das Dickicht der Tropen und des Dschungels hervorblitzen. Zivilisation und Wildnis als Gegensatzpaar verharren dabei nicht in einer metaphysischen Vorstellungswelt, sondern werden auch anhand der handelnden Protagonisten personifiziert. Dem weißen Städter mit traditionell kolonialen Ansprüchen steht auf der anderen Seite der exzessive Wilde als Antithese moderner Kultur gegenüber. Die Wildnis manifestiert sich offensichtlich als Vorstellungsmetapher des Uterus der Menschheit, des Ursprungs der Affekte, wohin die Kolonialherren nun im Zuge ihrer Expedition zurückkehren wollen. Doch diese Rückbesinnung auf die eigene Natur basiert zunächst darauf, dass sich die Expeditionsteilnehmer - ganz dem Klischee des imperialistischen weißen Kolonialisten entsprechend - den Weg durch die Natur mittels Macheten durchschneiden („Flipp, flapp, spalten und sprengen die Äxte, fssss, zischen die Machettas trennend in Lianenlauben, daß die Schnüre links und rechts herniedersinken.“³³⁹). Dabei enttarnt der Roman auf ironische Art und Weise die Stereotypen der Kolonialphantasien der zeitgenössischen Gegenwart, indem er die Expeditionsteilnehmer als stumpfe Kolonialisten anbietet, die sich wiederum gegen die Wildnis positionieren und ihre Spuren der Verwüstung hinterlassen („Von Minute zu Minute lassen wir zerwühlte Stätten hinter uns, zerquetschtes Laub und in den Boden gestampfte

³³⁹ Müller, Robert: *Tropen*. S.42.

Früchte, helle Brüche von Ästen und jungen Sprösslingen [...].³⁴⁰), wobei schnell klar wird, dass dieser Versuch, der Natur Herr zu werden, fehlschlagen muss.

Dieser regressiven Rückbesinnung liegt jedoch stets ein progressiver Duktus zugrunde. Die Zukunft des Menschen liegt in seiner Vergangenheit („Denn ich ahne voraus, daß sich Zukunft und Urvergangenheit berühren.“³⁴¹). Nach Stephan Dietrich handelt es sich hierbei um „eine zyklische Bewegung, die von der futuristischen Zivilisierung der Primitivkultur zur Reprimitivisierung der Zivilisationskultur und wieder zurück führt“³⁴². Was sich in der Handlungsstruktur abzeichnet, setzt sich in der Binnenerzählung fort. Für Dietrich werden dabei Raum und Zeit von einer „Lawine der Multiplikation erfasst“³⁴³:

Für die chronologische Struktur des Romans bedeutet das, daß die Reise zum erwarteten Urzustand der Menschheit einerseits eine Reise in ihre neue Zukunft gleichkommt, daß aber andererseits auch die Erzählung selbst auf ihr Erzähltwerden sowohl zurück- als auch vorauszublicken imstande ist. So ist bereits vom ersten Satz der Binnenerzählung an unmißverständlich klar, daß es sich um einen ex post erstellten Rückblick auf Geschehenes handelt.³⁴⁴

In weiterer Folge spricht Dietrich von „temporalen Konstruktionen, die jeder Logik trotzen“³⁴⁵ würden und zeigt in seiner Monografie *Poetik der Paradoxie. Zu Robert Müllers fiktionaler Prosa*, wie Raum und Zeit in *Tropen* von Anfang an ein abstraktes Geflecht von Beziehungen und Verknüpfungen aufbaut, welches sich in seiner Komplexität nicht zu entwirren scheint.

Diese Idee der Rückbesinnung hin zum Urzustand ist mit einer langen Traditionslinie innerhalb philosophischer Diskurse verknüpft. Bereits Jean-Jaques Rousseau sah sich als Wortführer für eine Hinwendung zurück zur Natur. Die Idee des edlen Wilden tritt dabei ganz massiv in den Mittelpunkt rouseauscher Denkmuster in Müllers *Tropen*. In Rousseaus *Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen* geht es um die Vorstellung einer Gesellschaft unschuldiger, unverdorbener Naturmenschen, eben genau den Typ exotischer Individuen, von welchen in Robert Müllers *Tropen* erzählt wird. Es lässt sich vermuten, dass die direkte Bezugnahme zum Topos des edlen Wilden unter anderem auch der Affinität Müllers gegenüber Karl May geschuldet ist.³⁴⁶ Schließlich sind es auch hier der Wilde und der koloniale Kulturmensch, die aufeinanderprallen. Müllers Konzept des edlen Wilden versteht sich dabei als ein Symptom der Zeit und unterstellt sich

³⁴⁰ Ebd. S.42.

³⁴¹ Ebd. S.142.

³⁴² Dietrich, Stephan: *Poetik der Paradoxie. Zu Robert Müllers fiktionaler Prosa*. Siegen: Carl Bösch Verlag 1997. S.39.

³⁴³ Ebd. S.60.

³⁴⁴ Ebd. S.60-61.

³⁴⁵ Vgl. ebd. S.62. Als Beispiel gibt Dietrich unter anderem folgenden Auszug aus *Tropen* an. Müller, Robert: *Tropen*. S.179. „Dieser Satz fiel mir damals ein; ich würde ihn zukünftig denken.“

³⁴⁶ Dazu mehr im Kapitel „Karl May und der Prototyp des Neuen Menschen“ (S.103).

der seit Rousseau bestehenden Tradition im Sinne einer als Abgrenzung von eurozentrischen Wertvorstellungen gedeuteten Zivilisation-Kultur. Für Herwig Gottwald erschließt sich diese Rückbesinnung auf das „wilde Denken“ vor allem auf Basis einer „Entauratisierung der Dinge durch den westlichen Zivilisationsprozeß“, gekoppelt an „Zivilisationskepsis und -müdigkeit“. Das „wilde Denken“ ist somit der Gegenentwurf des aufgeklärten, aber gerade deshalb geistlos gewordenen Europas.³⁴⁷

Der Mythos des Bon Sauvage schlägt seine Wurzeln bereits weit vor Rousseau und seinen Modellen des ursprünglichen Menschen. Seit der Antike gibt es Hinweise auf diesen Topos, der sich in Europa erst durch die Neuinterpretation seiner Aktualisierung in Folge der Entdeckung Amerikas etablierte. Tanja Hupfeld sieht diesen Umstand vor allem in den ethnographischen Reiseberichten, welche die „antiken Vorstellungen vom Goldenen Zeitalter und der ursprünglichen Unschuld des Menschen“ revitalisieren, begründet.³⁴⁸ Die Zivilisation und all das, was mit ihr assoziiert werden kann, wird im Sinne eines Konzepts abgelehnt, das diese Aspekte moderner Zivilisation als dem Menschen nicht zuträglich erscheinen lässt. Ausgangspunkt dieses rousseauschen Denkens ist der Widerstand und die Abscheu gegenüber der etablierten Kultur und der modernen Gesellschaft, denn diese würden die Menschen verderben. Es geht also darum, die anthropologischen, im innersten des Menschen verhafteten Instinkte an die Oberfläche zu befördern. Müller verbindet mit *Tropen* jedoch gleich zwei Ideologeme: einerseits Rousseaus Ideal des Naturzustands und andererseits Nietzsches Idee vom züchtbaren Übermenschen. Gisi meint in diesem Zusammenhang folgendes:

Entscheidend ist nun, dass Müller diese beiden Traditionen – eine rousseausche und eine nietzschesche – zu verschränken vermag. Sein neuer Mensch geht aus dem Wiederfinden der ursprünglichen „Pace“ und einer Neuschöpfung durch das „Training“ und Züchtung hervor, er ist die „große Synthese“(T,201).³⁴⁹

Mit dieser Rückbesinnung zur eigenen Natur ist implizit auch die Natur im eigentlichen Sinne gemeint. Dieser haftet in diesem Zusammenhang dabei immer etwas Erotisches an („[M]ein Verhältnis zu dieser Umgebung hatte einen erotischen Beigeschmack.“³⁵⁰). Vor allem wenn man bedenkt, dass die Natur in weiterer Folge schließlich immer wieder in Zana ihre Personifizierung findet („Und gerade weil ich dabei an den großen Wald denke, schreibe ich Zana, denn eins steht fürs andere.“³⁵¹), erschließt sich dem Leser die Metapher relativ

³⁴⁷ Vgl. Gottwald, Herwig: Spuren des Mythos in moderner deutschsprachiger Literatur. Theoretische Modelle und Fallstudien. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S.53.

³⁴⁸ Vgl. Hupfeld, Tanja: Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. Bis 18. Jahrhunderts. Göttingen: Universitätsverlag 2007. S.52.

³⁴⁹ Gisi: Die Biologisierung der Utopie als Apokalypse. S.227-228.

³⁵⁰ Müller, Robert: Tropen. S.24.

³⁵¹ Ebd. S.52.

eindeutig („Ich habe eine Beziehung zu einer Natur, die ganz Weib ist.“³⁵²). Mit dem sexuellen Akt zwischen Brandelberger und Zana kommt es nicht nur zur Vereinigung zweier Menschen, sondern darüber hinaus zu einer stellvertretenden Fusion zwischen dem modernen Menschen und der Natur selbst. Bei aller Verklärung bleibt jedoch das Faktum bestehen, dass Zana sich schlussendlich nicht gravierend von anderen Frauen unterscheidet („[S]o gewiß ist es, daß Zana sich von keiner Boulevarddame wesentlich unterschieden hat.“³⁵³). Es geht also ausschließlich um die Vereinigung mit der Natur, Zana ist lediglich der menschliche Körper, die Gebärmachine und die Leihmutter, die es braucht, um das neue Geschlecht zu gründen. Außerdem wird sie als etwas ausgelegt, das man in der Esoterik wohl als Medium bezeichnen würde, stellt sie sich doch als Verbindungskanal zwischen Brandelberger und den Tropen heraus. Mit der Hinwendung zur Natur ist im selben Atemzug auch immer eine Abwendung gegenüber der zivilisatorischen Welt, gepaart mit einem gravierend vorhandenen Kulturpessimismus, impliziert. Dieser Kulturpessimismus ist auch im naturphilosophischen Kontext des Romans zu lesen. Die Kultur wird vor allem als ein Konzept, welches die Ursprünglichkeit des Menschen leugnet, abgelehnt. Kurt Weigand wagt in dem von ihm neu herausgegebenen Werk *Schriften zur Kulturkritik* eine Diagnose zum Spannungsverhältnis zwischen Natur und Kultur im Sinne einer rousseauschen Auffassung des Naturmenschen:

Das Band zwischen Vernunft und Tugend war zerrissen. Die Ursache sah er [Rousseau] im Naturverlust. Der Riß, der durch unser Menschsein ging, wurde zum Charakteristikum des modernen Kulturmenschen.³⁵⁴

Dieses Fazit sei deshalb am Ende dieses Kapitels angestellt, weil es in erster Linie all das widerspiegelt, das in Müllers Entwicklung eines sich von der modernen Gesellschaft abwendenden neuen Typus ausmacht: der Mensch als Hybris, im Sinne eines Wunsches nach generischer Selbstbestimmung; der Neue Mensch als Zuchtwesen.

³⁵² Ebd. S.25.

³⁵³ Ebd. S.26.

³⁵⁴Wiegand, Kurt: Einleitung: Rousseaus negative Historik von Kurt Weigand. In: Rousseau, Jean-Jaques: *Schriften zur Kulturkritik*. „Über Kunst und Wissenschaft“ 1750. „Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“ (1755). Hg. von Kurt Weigand. Hamburg: Felix Meiner Verlag ⁵1995. (Philosophische Bibliothek 243). S.LXXII.

4.1.1.3.1 Kulturpessimismus und die Stadt als oppositioneller Topos gegenüber dem Dschungel

Von der Zelle bis zur Selbstbespiegelung: dies ist ein langer Weg, ist der Amazonasstrom der Menschenseele, ist ein brasilianisches Urwald- und Flußsystem des Gemütes. - *Tropen*. S.134.

Die Stadt als Identität stiftender Topos, als Träger der Kultur und der Moderne wird in Müllers *Tropen* explizit in Frage gestellt. So ist diese nicht nur Ausdruck progressiver Emanzipation des Fortschritts und des Intellektualismus, sondern auch Geburtsstätte menschlicher Kultur und Vitrine der modernen Gesellschaft. Diese Gesellschaft gilt es, in *Tropen* zu überwinden und zum Zwecke einer sich hin zum Naturzustand des Menschen gewandten Qualität neu zu konsolidieren und auszurichten. Brandelberger ist nicht nur ein Kulturmensch der Moderne, sondern in erster Linie vor allem Städter. Die Stadt ist dabei weitaus mehr als bloßer Habitus; sie konfiguriert den Menschen in seiner Existenz und in seinem ganzen Wesen. Sie ist also durch und durch identitätsstiftend; mehr noch, sie selbst ist der Mensch.³⁵⁵ Dieser Eindruck erschließt sich bereits zu Beginn des Romans, als Brandelberger mit dem Auszug in die Tropen eine Art Identitätsverlust fürchtet:

Ein kleiner runder Kreis auf der Landkarte bedeutete meine Stadt, bedeute mich. [...] Ich war eine Hauptstadt, eine Residenz.³⁵⁶

Und nun war ich einsam, ich stand nicht mehr auf der Landkarte und war keine Majorität mehr!³⁵⁷

Das *Ich* gerät in eine Krise der Identität. Nicht nur hervorgerufen vom Tropenfieber, sondern auch bedingt durch den Auszug aus der Stadt, wird die Nabelschnur zur eigenen Kultur abgetrennt. Die handelnden Personen in *Tropen* sind in ihrer Identität nur bedingt emanzipiert, denn sie befinden sich immer in einer Art Abhängigkeitsverhältnis und Koexistenz zu etablierten Kulturinstitutionen oder Referenzpunkten moderner Zivilisation, welche in diesem Fall anhand der Stadt als Topos festgemacht werden können. Die Stadt wird sozusagen dem Schoß menschlicher Existenzlegitimation gleichgesetzt. In dieser Konstellation von Stadt und Natur wird der Städter als souveräne Instanz den Indianern präsentiert, die sich wiederum in einer klischeebehafteten Machtdisposition wiederfinden, in der sie den Part der Devoten einnehmen. In *Tropen* wird dieses Klischee der kolonialen Herren persifliert:

Wir erobern dieses Land! Wir sind die Vertreter der allerneusten Zustände auf dem Gebiete der Kultur, wir ergreifen Besitz von der Schönheit dieses Erdstrichs und wollen nebenbei eine Landkarte verfassen.

³⁵⁵ Diese These geht einher mit der von Müller präsentierten Charakteristika der Tropen. Schließlich zeigen sich hier die Tropen als stellvertretende Metapher für die Natur im Menschen selbst. Die Stadt hingegen ist die Opposition; sie ist stellvertretend für den modernen Menschen.

³⁵⁶ Müller, Robert: *Tropen*. S. 46-47.

³⁵⁷ Ebd. S. 47.

Respekt vor unserem Wissen, unserer abstrakten Tiefe, unserer Humanität, andernfalls wird geschossen! Punkt; Amen. Wir sind ein Geschlecht von Herren.³⁵⁸

Die eigene Kulturidentität wird hingegen im Laufe der Handlung mehr und mehr mit Argwohn bedacht. Die zeitgenössische Kultur und ihr Rattenschwanz an Mechanismen werden zur Geißel des modernen Menschen auf den Weg zum neuen Typus verklärt und zunehmend in die Opposition zur Wildheit der Tropen gestellt:

Nun, die Kultur, die sich als einzig bestehende und gegenwärtige dünkt, ist eine Rechtser-Kultur. Sie neigt zum Extrem, sie ist unausgeglichen, sie ist in ihren Wertungen ungesund.³⁵⁹

[...] wenn Europa einstmals eine einzige große Fabriksmetropole sein wird, wird man hier noch zu leben wissen.³⁶⁰

Die Betonung in Müllers Kulturpessimismus und Zivilisationskritik liegt eindeutig in der Negierung des Potenzials einer Renovatio. Assoziationen zu Adornos Konzept der Kulturindustrie lassen sich dabei nicht von der Hand weisen. Der latente Kulturpessimismus wird spätestens dann akut, als Brandelberger die Natur der Indianer mit der Kultur des modernen Menschen in Relation setzt und dabei explizit die Überlegenheit dieser gegenüber dem zweckgesteuerten Massenmenschen der Moderne hervorhebt.

[...] hatte mich anzuklagen und zu rechtfertigen vor allen Zanamenschen, allen Menschen einer höheren Gattung, die den Kopf frei trugen und einen inneren Rhythmus, eine blutige Bestimmtheit mitbekommen hatten, Menschen ohne Masse, einfache Menschen, die ihre naiven Verrenkungen als schöne Krämpfe empfanden! Ich horchte in meine Kultur hinaus. Sie war ein weiter Saal, durch die Menschen raunend schritten, kalt wie in einem Museum. Da war kein Takt, nur von den Galerien und Gängen, aus den Saalwinkeln und von den Türrahmen hörte ich ein Treten von Sohlen, Sohlen, Sohlen.³⁶¹

Dass Müller hier die Analogie des Museums und der Galerien wählt, ist bezeichnend, sind diese doch Topoi konservierender Art, sozusagen ein Stilleben ohne Esprit, es fehlt die „Pace“. *Tropen* dabei als bloßen Kulturzynismus zu lesen, greift zu gering. Stattdessen sieht Müllers Konzept vielmehr eine Amalgamierung des Urzustands mit dem modernen Kulturmenschen vor. Zwar liegt über der ganzen Handlung ein latenter - an mancher Stelle sogar akuter - Kulturpessimismus, doch will das nicht gleich heißen, sich der Evolution rückwärtsgewandt entgegenzustellen:

Und nun holen wir uns wieder, was wir für unser Gehirn eingetauscht hatten, aber wir geben den Tausch nicht auf. Wir behalten, was wir besitzen. Denn unser Gehirn ist unser Messer, eine feine Klinge der Beobachtung, die wir nicht vom Leibe geben.³⁶²

³⁵⁸ Ebd. S.48.

³⁵⁹ Ebd. S.73.

³⁶⁰ Ebd. S.80.

³⁶¹ Ebd. S.128-129.

³⁶² Ebd. S. 129.

Erst gegen Ende des Romans streift Brandelberger die letzten Reste seiner Kultur ab. Erst jetzt, „in diesem Zustande höchster Nervosität“, sagt er, sei er „bei dem geschärften Sinnesleben der Urvölker angelangt“³⁶³. Er ist somit fast am Ziel, nun ist er beinahe bereit das neue Menschengeschlecht zu gründen, in diesem Moment ist er ganz der Naturmensch, der er jederzeit zu sein strebt. Doch ein allerletzter Schritt fehlt ihm noch, um dieses letzte Stadium zu vollziehen. Die Kulturidentität der modernen Zivilisation soll in einer größer gedachten Dimension existentieller und geistig-anthropologischer Konzeption aufgehen:

Einen Wechsel noch hatte ich zu bestehen, ich, der Kranke und Fiebernde bekam den gesunden Geschmack und verlor erst jetzt die klebrigen poetischen Vorurteile meiner Kulturherkunft.³⁶⁴

Robert Müller konzipiert literarisch das, was er in seinem gesellschaftspolitischen Denken als Aktivist als seine oberste Prämisse voranstellt: den Neuen Menschen. Das, was der Aktivist nicht zu sagen wagt, erledigt die Literatur für ihn. Der Neue Mensch wird zum metaphorischen Platzhalter für eine neue gesellschaftliche Ordnung.

Zwei Jahre vor seinem Tod 1924 muss ein scheinbar desillusionierter und von der Einsicht der Utopie seiner Forderungen offenbar enttäuschter Müller erkennen, dass sein Modell des Neuen Menschen nicht greift. Der einsetzende Kapitalismus lässt Müller zudem zur ernüchternden Diagnose kommen, dass sein Konzept, das er in *Tropen* noch in der akuten Hoffnung einer zukünftigen Kultur- und Gesellschaftsrevolution hin zum „vegetativen Geistesmenschen“³⁶⁵ als nächsten logischen und notwendigen Schritt der Erneuerung des Typus Mensch erachtete, nicht mehr den gegebenen Umständen stand hält. Offensichtlich wird diese Eintrübung seiner Forderungen nach anthropologischer Neubelebung vor allem in *Flibustier*. Christian Liederers Ausführungen zufolge ist es gerade die gesellschaftspolitische Ausformung des Kapitalismus, welche eine „geistig-humanitäre Gesellschaft, wie sie von Müller ab dem Ende der 10er Jahre verstärkt gefordert wird“, nicht realisierbar erscheinen lässt. Der einst angesetzte Entwurf des Neuen Menschen versickert in *Flibustier* in der Figur des personifizierten Kapitalismus Scholef.³⁶⁶ Liederer stellt dem gescheiterten Konzept nunmehr ein desillusionierendes Zeugnis aus:

Der in *Tropen* anvisierte neue Mensch wirkt sieben Jahre nach dem Erstlingsroman in *Flibustier* wie ein Zerrbild.[...] Krumka wie Scholef stellen Müllers resignativen Schlussstrich unter eine von der Wirklichkeit unterlaufenden Utopie dar und besiegeln die sterbende Illusion eines vergeblich gesuchten

³⁶³ Ebd. S.275.

³⁶⁴ Ebd. S.275-276.

³⁶⁵ Liederer: Der Mensch und seine Realität. S.139.

³⁶⁶ Vgl. ebd. S.183-185.

4.1.1.4 Der Neue Mensch – Ein Ausblick

Müllers Utopie des Neuen Menschen ist also eine, welche den totalen Kahlschlag voraussetzt, denn erst mit dem Ablegen der eigenen kulturellen Vorprägung und somit aller Vorstellungen von vermeintlich relevanten Werten und Idealen zivilisatorischer Gesellschaft wird die Bahn freigelegt, in welcher sich der Neue Mensch orientieren und schlussendlich etablieren soll. Müllers *Tropen* vereint dahingehend zwei große Phantasmen menschlicher Existenz- und Wertevorstellungen. Zunächst ist Müllers *Tropen* die Utopie einer Apokalypse, welche in einem durch und durch biologisierten Kontext gelesen werden muss. Des Weiteren ist es ein nietzschescher und rousseauscher Duktus, der sich dem Werk einverleibt. Die Diskurse, welche dem Roman entwachsen, sind nicht nur Früchte und Ergebnisse seiner unmittelbaren Lebenswelt, Zeit und Kontextualisierung, sondern vielmehr Spiegelbild ausführlicher Diskurse und Debatten sämtlicher Epochen der Menschheitsgeschichte. Die Apokalypse als Ausdruck eines geistigen und auch biologischen Neuanfangs ist ein lang gehegtes Verlangen menschlicher Vorstellungswelten. So alt und tief verwurzelt diese Phantasien im anthropologischen Kollektivgedächtnis zwar sein mögen, hat die Vorstellung einer Renovatio bis dato nichts von seiner Aktualität verloren. Völliger Kahlschlag menschlicher Ideale und kultureller Dogmen, auf die wir unsere Gesellschaft zu stützen meinen, ist vor allem in modernen Apokalypsen eine oft angedachte Ultima Ratio. Dabei immer im Zentrum sämtlicher Beobachtungen und Vorstellungen: der Mensch. Der Mensch, vor allem als ein Lebewesen, welches in der Lage ist, sich seinen eigenen Vorstellungen der Existenz bewusst zu werden und diesen wenn nötig auch zu entledigen. Der Mensch etabliert sich demnach in den Phantasmen dieser bioapokalyptischen Denk- und Argumentationsmuster als ein Typus, welcher sich vor allem aufgrund seiner Gabe, auf gegenwärtig gegebene Situationen reagieren zu können, auszeichnet. Die zeitgenössischen Diskurse und Überlegungen rund um den Neuen Menschen reichen bis in die biomedizinischen Debatten unserer Zeit. Genetik, Stammzellenforschung und Klonen haben die Diskurse betreffend der Generierung neuen Lebens um weitere Ebenen der Aushandlungsprozesse erweitert. Natürlich werden damit auch Vorstellungen und Überlegungen rassenhygienischer Aktualisierung zur Erschaffung eines Neuen Menschen Tür und Angel geöffnet. Doch ein Aspekt hat sich dabei im Lauf der Zeit massiv geändert. Die Möglichkeit der Generierung des Neuen Menschen erzeugt nicht wie in

³⁶⁷ Vgl. ebd. S.185.

vergangenen Diskursen Hoffnung und Perspektive, sondern tiefste Verunsicherung. Der Neue Mensch wird zum Vorführobjekt angewandter Ethik, indem sich der Mensch selbst die Frage stellen muss, inwiefern dieser allmächtig sein darf. Groteskerweise aktualisieren sich im Windschatten dieser hitzig geführten Debatten der Moderne gerade alte, tradierte Argumentationsmuster, die sich dahingehend aufbauen, dass im Zuge der Frage nach künstlich erzeugtem Leben sogar vom zweiten Sündenfall die Rede ist.³⁶⁸ Egal, in welche Richtung sich die Diskurse noch verlagern mögen, ist ihnen ein Platz in den anthropologischen Debatten des 21. Jahrhunderts und darüber hinaus wohl sicher. Ein Paradigma wird wohl auch zukünftig Einzug in derlei Diskussionen finden: die Schuld durch Hybris.

5 KÖRPERDISKURSE – DER KÖRPER ALS PLASTISCHE AUSFORMUNG DER RASSE

„Vergiß nicht, etwas Körper-Kultur zu treiben. Es ist für Deine Entwicklung wichtig. Niemals verstehe ich, warum Künstler, die dem Edlen das Wort reden, meist so vernachlässigte Leiber sind. Es ist lächerlich, einen Metzger-Körper haben zu wollen.“³⁶⁹

Diese Zeilen, die Robert Müller am 26. Mai 1910 an seinen Bruder Erwin richtet sind symptomatisch für seine Auffassung von Leiblichkeit, Körperlichkeit und Physiognomie. Der Körper ist im Verständnis Müllers weit mehr als bloßer Organismus, er ist unmittelbarer Ausdruck der Rasse in ihrer Plastizität und implizit auch Spiegelbild der Gesellschaft selbst. Wenn bei Müller von unterschiedlichen Rassen die Rede ist, meint er damit auch immer unterschiedliche Körper. Der Körper manifestiert sich in der Literatur Müllers als die nach außen sichtbargewordene Essenz der jeweiligen Rasse. Es versteht sich von selbst, dass sich die Körper-Diskurse Müllers wiederum als ein Symptom der rassentheoretischen Debatten der Jahrhundertwende deuten lassen. Vor allem innerhalb seiner Prosa wird Körperlichkeit immer wieder zum Thema eugenischer und vor allen Dingen auch geistiger Ausdifferenzierungsprozesse. So ist es vor allem sein Hauptwerk *Tropen*, welches sich mit am eingängigsten dem Körperdiskurs widmet.

„Schon von seiner Physiognomie und seinem Auftreten her muß Robert Müller

³⁶⁸ Vgl. Hofheinz; Marco: Der neue Mensch. Zur Renaissance der Apokalyptik in der aktuellen biomedizinischen Debatte. In: Schipper, Bernd/Plasger, Georg (Hg.). Apokalyptik und kein Ende? Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007. S.171.

³⁶⁹ Müller, Robert: Brief vom 26 Mai 1910 an Erwin Müller. In: Reichmann (Hg.): Briefe und Verstreutes. S 26.

auffallend gewesen sein.³⁷⁰ So beginnt Stephanie Heckner in ihrer Einleitung zum biographischen Abriss über Robert Müller. Heckner lässt dabei einige seiner Zeitgenossen zu Wort kommen, die auffallend häufig immer wieder auf Müllers Physiognomie zu sprechen kommen. Vom „Gymnasiker des Intellekts und des Körpers“³⁷¹ mit der „Adlernase“³⁷² und dem „Riese[n] mit den breiten Schultern“³⁷³ ist da unter anderem die Rede. Sein Zeitgenosse und Freund Robert Musil beschreibt Robert Müller in seinem Nachruf als einen Mann, der vor allem aufgrund seiner ausgeprägten Physis auffällig gewesen sein muss:

Er war damals ein schlanker, hochgewachsener Mann, der sich im Ausgang der Zwanzig oder Anfang der Dreißig befinden mochte, aus zähem Draht gebaut, mit einem aufmerksam, sachlich und freundlich spähenden Kopf, dessen Profil die Angriffskraft eines Raubvogels hatte; er sah weit eher einem Leichtathleten gleich als einem Schriftsteller Oder, um es mit einem Satz auszudrücken, in dem er sich anscheinend selbst beschrieben hat: «Sein Anblick enthüllte einen sachlichen, lebhaften und waghalsigen Blutmenschen.»³⁷⁴

Dass Müller selbst ein äußerst differenziertes Bild zum eigenen Körper hatte, ist aufgrund der erhaltenen Briefe und der Beschreibungen seiner Freunde und Zeitgenossen wohl nicht von der Hand zu weisen. Dem Fakt, dass sich dieses Selbstverständnis seines eigenen Körpers auch auf sein literarisches Werk übertragen lässt, ist dabei kaum zu widersprechen. Innerhalb Müllers Rassendiskursen lässt sich ein Komplex ausmachen, der stets von den Themen physiologischer Leiblichkeit und einer metaphysischen Geistesebene getragen ist. Diese beiden Themenschwerpunkte verinnerlichen sich als ein undurchdringbares Kontinuum innerhalb Müllers literarischen Schaffens. Im Speziellen ist damit Robert Müllers unmittelbarer Konnex zwischen Rasse und Körper gemeint. So sehr sich seine Theorien und Programmatiken über die Jahre hinweg auch ändern mögen, so tief scheint wenigstens diese eine Konstante in seinen gesellschaftspolitischen Bekenntnissen verankert zu sein. „Die körperlichen Machtmittel wachsen ins Bewußtsein“³⁷⁵, heißt es an einer Stelle 1915. Diese Passage macht auf besonders prägnante Weise noch einmal klar, dass Geist und Körper eine nicht zu trennende Einheit bilden, wobei das eine das Äquivalent des anderen ist. Ein weiteres Mal wird dies augenfällig in seinem Essayband *Rassen, Städte, Physiognomien*, in dem Müller während seines Diskurses über die „Normannen“ in ein ähnliches Argumentationsmuster hineinfällt. Darin heißt es etwa, dass die „Normannen“ nicht nur

³⁷⁰ Heckner: Die Tropen als Tropus. S.19.

³⁷¹ Muhr, Adalbert: Robert Müller schrieb für das 21. Jahrhundert. In: die Pestsäule, 2. Folge, Nr.12, 1974/75, S. 143. Zitiert nach: Heckner: Die Tropen als Tropus. S.19.

³⁷² Buschbeck, Erhard: Brief an Georg Trakl vom 13.05.1912. In: Georg Trakl. Dichtungen und Briefe. Bd.2. Killy, Walter/Szeklenar, Hans (Hg.). Salzburg 1969. S.750. Zitiert nach: Heckner: Die Tropen als Tropus. S.19.

³⁷³ Flake, Otto: Robert Müller. In: Die Neue Rundschau, 35, Bd.2, 1924, S.1083. Zitiert nach: Heckner: Die Tropen als Tropus. S.20.

³⁷⁴ Musil, Robert: Robert Müller. In: Frisé, Adolf (Hg.). Robert Musil. Gesammelte Werke 8. Essays und Reden. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1981 (Robert Musil. Gesammelte Werke 8). S.1131.

³⁷⁵ Müller, Robert: Macht. In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays. S.92.

aufgrund „geistiger Gelenkigkeit“ den anderen Rassen überlegen gewesen sein mussten, sondern vor allen Dingen angesichts „körperlicher“ Dominanz. Dabei werden Intelligenz und Körper als ein sich bedingendes Schlagwortpaar genannt, indem Müller davon spricht, dass „ihre [der Normannen] Intelligenz auf den Körper zuerst zurückschlug“. Damit meint Müller eine Art Schablone des idealen europäischen Volkes gefunden zu haben.³⁷⁶

Für Liederer werden die Körperdiskurse besonders in *Tropen* akut sichtbar. Vor allem auf Basis des Diskurskomplexes, der sich auf die Indianer bezieht, käme zum Vorschein, dass diese sich fast ausschließlich über ihre eigene Körperlichkeit definieren würden.³⁷⁷ Liederer sieht in dieser analogischen Gleichsetzung von Körperlichkeit und den Wilden so etwas wie eine *Entindividualisierung* ihrer selbst, hervorgerufen durch die Konzentrierung ihrer Existenz auf Merkmale, die ihre Legitimation ausschließlich aus dem Diskursen der Körperlichkeit zieht und das Psychische außen vorlässt. Nach Liederer findet die Stilisierung der Körperlichkeit in *Tropen* ihren Höhepunkt im sexuellen Akt.³⁷⁸ Implizit vorhanden liegt der sexuellen Vereinigung stets eine gewisse Sakralisierung inne, die sich in der Tradition der „Deus sive natura“ einbetten lässt. Demnach darf „das Naturgeschöpf Zana“ nicht bloß als ein „verkörperter Eros“ und „Statthalterin des Sexus“ angesehen werden, sondern auch als „Heilige“ innerhalb ihrer eigenen Profession als Priesterin. Dabei tritt Zana als Mittlerin zwischen sexuellen Trieb und sich beherrschender Geistigkeit auf. Sie verkörpert nach Liederer die „kontrapunktische Inversion vom Geistesmenschen zum Körper- und insbesondere zum sexuellen Wesen“.³⁷⁹

Die Weißen und die Wilden stehen einander in strenger Opposition gegenüber. Dies führt zu Auseinandersetzungsprozessen, die sich unter anderem auch auf einer körperlichen Ebene verorten lassen. Diese Verschiedenheit der beiden Parteien ergibt sich aufgrund der anders gearteten Auffassungen von Körperlichkeit und geistiger Konstitution. Demnach liegt den Wilden vornehmlich das Körperliche zu Grunde, wogegen sich die weißen Kolonialisten vor allem durch ihre Sprache definieren. Diesbezüglich räumt Christian Liederer zwar ein, dass auch letztere „Körperwesen“ samt physiologischer Diskursvielfalt darstellen würden, doch lässt sich diese subjektive Eigenart der körperlichen Wahrnehmung nicht mit jenen speziellen Ausdifferenzierungsmerkmalen der Wilden in Relation setzen. Ein Beispiel besonderer Körperlichkeit sei demnach der Amerikaner Slim, da dieser sich als Typus der Mischung, vor allem in den Merkmalen der Physis und Intelligenz, als ein wegweisender

³⁷⁶ Vgl. Müller, Robert: *Rassen, Städte, Physiognomien*. S.231.

³⁷⁷ Vgl. Liederer: *Der Mensch und seine Realität*. S.48.

³⁷⁸ Vgl. ebd. S.50.

³⁷⁹ Vgl. ebd. S.51.

Fingerzeig hin zum aktualisierten „Entwurf der Evolution“ - also dem „Synthesemensch[en]“ - erweist. Diesem attestiert Liederer zusätzlich, bezugnehmend auf das anthropologische Konzept des *edlen Wilden*, eine „Synthese von Edelmann und Tiermensch“ zu sein.³⁸⁰

„Die Natur beginnt allmählich die Körper zu formen“³⁸¹, schreibt Christian Liederer an einer Stelle. Damit spielt er auf das gestaltende Moment an, das dem exotischen Setting der Tropen in Müllers Roman inne zu sein scheint. In dieser Formbarkeit des Körpers wird das Defizit des modernen Menschen innerhalb dieser exotischen Umgebung sichtbar. Liederer fasst diesen Mangel vor allem als ein Differenzierungsmerkmal gegenüber den Indianern auf: „Die Weißen stehen für die zerebralisierte Psyche, ihr zivilisatorisches Defizit ist die vitale, natürliche Körperlichkeit, die durch die Indianer versinnbildlicht wird.“³⁸²

Doch selbst innerhalb der Mikrostruktur der Indianer lassen sich weitere Differenzierungen bezüglich der Körperdiskurse innerhalb ihrer gesellschaftlichen Ebenen ausmachen. So hält Thomas Schwarz fest, dass in *Tropen* Körperlichkeit als ein konsequent durchgängiges Konzept einer Anthropologie zu verstehen sei, in dem Müller die indigenen Wilden zwischen Krieger und Musiker zu unterscheiden weiß. In dieser Unterteilung manifestiert sich ein Körperdiskurs, der seine Fortsetzung auf geistiger Ebene findet. Demnach befinden sich die Musiker zwar in einer Position der körperlichen Dysfunktion, dennoch sind sie den physiologisch - sowie physiognomisch - überlegenen Kriegern zivilisatorisch höherzustellen. Beschränkt sich der eine Typus lediglich auf körperliche Merkmale, so wohnt dem anderen eine geistige Überlegenheit im Sinne des künstlerischen Schaffens inne. Die Musiker sind im Gegensatz zu den Kriegern in der Lage ihre Kunstausübung im Zustand der „Blutweiheit“³⁸³ zu praktizieren. Schwarz erkennt in der gegensätzlichen Konstitution dieser beiden Ausformungen des ein und desselben Typus Parallelen zu Gobineaus „Künstler-Mythos“.³⁸⁴ Ein Körperteil scheint dabei immer wieder Gegenstand besonderer Faszination müllerscher Gedanken zu sein: der Kopf.

„Der Kopf ist das Wesentliche. Wenn ich recht nachdenke, war es stets derselbe Schädel, der eine Rolle in meinen Wünschen gespielt hat.“³⁸⁵ Gemeint ist damit der Kopf des Indianers, jener Kopf den Müller als einen „gewölbten Schädel“ mit „deutlich sichtbarer

³⁸⁰ Vgl. ebd. S.50-52.

³⁸¹ Ebd. S.53.

³⁸² Ebd.

³⁸³ Schwarz zitiert hier aus *Tropen* (Tropen. S.171).

³⁸⁴ Vgl. Schwarz: Müllers *Tropen*. S.225. Wie bereits im Kapitel „Die Rasse als anthropologisches und metaphysisches Konzept“ (S.62) besprochen, liegt in Gobineaus Verständnis einer höherwertigen Kulturgenese immer eine „Blutmischung“ zu Grunde.

³⁸⁵ Müller, Robert: *Rassen, Städte, Physiognomien*. S.162.

Kante³⁸⁶ beschreibt. „Der Kopf des Menschen aber ist eine Pfeilspitze nach oben, hinaus in den unendlichen Raum, und deutet an, daß die lanzenschädelligen unter den Menschen die menschlichsten sind, die Gotiker, die Hochbaurassen.“³⁸⁷ Dieses Bild der nach oben gerichteten „Pfeilspitze“ mündet schlussendlich in der ultimativen Metapher des kopflosen Mannes in Müllers einzigen Drama *Die Politiker des Geistes* (1917). Liederer bezeichnet diesen als den „Prototyp des Mannes ohne Eigenschaften, ohne letzte Position, buchstäblich nach oben offen – frei nach dem Motto, dass im Möglichen mehr Potenzial liegt als im Wirklichen.“³⁸⁸

Nun sehe ich eine andere Form als erschöpfend [...] den Mann: ohne Kopf. Ich vernachlässige den Kopf [...].³⁸⁹ Dies ist der wirkliche Geist des Mannes, durchaus der Mann ohne Kopf [...].³⁹⁰

[...] der Kopf fehlt; der Rumpf treibt wieder in den Fels zurück, nur die zärtlichen Muskeln des Leibes runden sich heraus. Und doch ist der Kopf da.³⁹¹

6 EXKURS: DER EDLE WILDE

Der edle Wilde als Vorstellung kann aus der Perspektive einer kolonialistischen, weißen Elite durchaus als ein Konzept betrachtet werden, welches im Ansatz, nämlich den Wilden in Gestalt eines exponierten Typus zu begreifen, als eine Reaktion der Kolonialherrschaft des weißen Mannes gedeutet werden darf. Man neigt beinahe zu glauben, die Konzeption des edlen Wilden sei die verlegene Antwort auf die allgemeine Unterdrückung kolonialer Herrschaft des Weißen gegenüber den indigenen Völkern. Überspitzt ausgedrückt: eine Wiedergutmachung im Sinne einer Konfiguration eines menschlichen Typus, welcher sich in seiner Einzigartigkeit und seinem Genus dem weißen Kolonialisten höher stellt.³⁹²

Darüber hinaus stellt das Bildnis des edlen Wilden auch einen Reflex dar, der sich aus dem Selbstverständnis der kolonialen weißen Eroberer ergibt. „Der edle Wilde ist eine

³⁸⁶ Ebd.

³⁸⁷ Müller, Robert: Tropen. S.190.

³⁸⁸ Liederer: Der Mensch und seine Realität. S.177.

³⁸⁹ Müller, Robert: *Die Politiker des Geistes*. Sieben Situation. Mit einem Nachwort und herausgegeben von Thomas Köster. Paderborn: Igel 1994. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 9). S.22-23.

³⁹⁰ Ebd. S.24.

³⁹¹ Ebd. S.76.

³⁹² Vgl. Stein, Gerd: Vorwort. In: Stein, Gerd (Hg.): *Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsulanern auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16. Bis zum 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Fischer 1984. (Ethnoliterarische Lesebücher 1). S.9. Stein spricht in diesem Zusammenhang in seinem Vorwort von einem „Wiedergutmachungsversuch“, der sich unter anderem auch als ein „menschenfreundliches Zugeständnis [...] in der europäischen Literatur“ ausdrückt, in der immer wieder von „einer Vielzahl rührender Geschichten von unschuldigen, arglosen, friedfertigen, hilfsbereiten, opferwilligen, liebevollen und immer wieder auch schönen Wilden“ die Rede ist.

Funktion des Kolonialismus“³⁹³, bringt es Gerd Stein auf den Punkt. Zugleich ist der edle Wilde aber auch stets sexueller Mythos, der sich in der erotischen Verklärung der Natur und der romantisierten Darstellung des exotischen Lebens zuspitzt. Gerd Stein nennt diese europäischen Erotikphantasien „imaginäre[] Eros-Center der Weißen“, welche vor allem literarisch zu Zeiten der großen Seeüberfahrten in verschiedensten Formen zum Ausdruck kamen. Tatsächlich jedoch stellte sich die „paradiesische Entfaltung der Sexualität“ als bloßer „Mythos“ heraus, gewoben aus den hanebüchenen Geschichten angeblicher sexueller Praktiken der Wilden und der Tatsache, dass das polynesisches Prostitutionsgewerbe in den Seemännern zahlkräftige Kunden fand.³⁹⁴

Was all den Konzeptionen des edlen Wilden gemein ist, ist die Tatsache einer Darstellung eines Typus, der sich vollkommen entgegen jenem des weißen Europäers verhält. Der Naturmensch versus dem europäischen Zivilisationsmenschen ist gleichbedeutend mit dem Kampf der ideologischen Positionen, hinsichtlich der Verklärung der Kolonialvölker hin zum edlen Wilden respektive Barbaren. Anne Löchte skizziert in ihrer Beschäftigung zu Herders Kulturtheorie unter anderem auch das Bild des edlen Wilden, der sich zwar einerseits als Barbar darstellt, dies jedoch in einer Art und Weise tut, die ihn als einen positiven Typus hervorhebt. Innerhalb dieser Diskrepanz der Debatte, die sich im Übrigen seit dem 18. Jahrhundert im kolonialimperialistischen Diskurs eingeschrieben hat, setzte ein Kampf der Positionen ein, der sich aus der Ausdifferenzierung der indigenen Völker ergab. Die Verklärung der fremden Völker verstand sich als eine philosophische Grundsatzdiskussion zwischen Barbarentum und dem Topos des edlen Wilden. Aus diesem Diskurs ergaben sich Argumentationsketten, die jeweils die oppositionell angeordnete These auszusteichen versuchten. Für Löchte stellt sich diese Debatte vor allem als eine Folge des eigenen kulturellen Selbstbildes heraus:³⁹⁵

Dabei sagen sowohl die Stereotypen vom Barbaren als auch die vom Edlen Wilden mehr über das eigene kulturelle Selbstverständnis denn über andere Völker aus. Während bei Verfechtern des Barbarentums die eigene Kultur als weit überlegene erscheint, entspringt die Vorstellung vom Edlen Wilden nicht selten der Unzufriedenheit mit der eigenen Kultur und der Sehnsucht, zu einer glücklicheren, ursprünglicheren Lebensweise zurückzukehren zu können.³⁹⁶

Diese Zeilen lesen sich im Konnex zu Müllers *Tropen* wie eine literaturwissenschaftliche Diagnose des Textes, geben sie doch beinahe eins zu eins das wieder, was der Roman als primäre Prämisse ausweist, nämlich die Suche nach der „ursprünglichen Lebensweise“. Für

³⁹³ Ebd. S.10.

³⁹⁴ Vgl. ebd. S.11.

³⁹⁵ Vgl. Löchte, Anne: Johann Gottfried Herder: Kulturtheorie und Humanitätsidee der Ideen, Humanitätsbriefe und Adrastea. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. S.103.

³⁹⁶ Ebd. S.104.

Urs Bitterli steht in der Debatte rund um die Aushandlungsprozesse zwischen Barbaren und edlen Wilden das Motiv der „Umwertung aller Werte“³⁹⁷ an besonders exponierter Stelle. Dabei lässt Bitterli keinerlei Zweifel aufkommen ob der Tatsache, dass beide Stereotypen mit ähnlichen Mitteln zu wirken versuchen. Beide Klischeevorstellungen exotischer Naturmenschen fußen auf vergleichbaren, oft denselben Stereotypisierungen:

Eine große Zahl der lobenden Attribute, welche das Bild des »edlen Wilden« bestimmen sollten, gehen unmittelbar aus dem hervor, was man zuzeiten als Wesensmerkmale des Barbarentums zu erkennen glaubte: Einfachheit und Anspruchslosigkeit stehen in diesem Sinne komplementär zur Primitivität; Unschuld und Unvoreingenommenheit treten an die Stelle kindischer Unvernunft und Dumpfheit; Faulheit wird durch ruhiges Behagen, Gesetzlosigkeit durch natürliche Daseinsharmonie, Triebhaftigkeit durch unbesorgte Lebensfreude ersetzt.³⁹⁸

Urs Bitterli sieht die Verwendung abfälliger Begrifflichkeiten, die den Wilden herabzusetzen glauben, einer intellektuellen Überforderung geschuldet. So wären „pejorative Begriffe zur Bezeichnung des Überseebewohners wie »Barbar«, »Wilder«, oder »Heide« mit Vorliebe dann verwendet“ worden, „wenn das Faktum der Kulturbegegnung von seiten des Europäers intellektuell nicht zu bewältigen war“, sagt Bitterli.³⁹⁹ Dabei immer latent oder akut vorhanden sind Ausgrenzungsmechanismen und Abwehrstrategien, die dem Wilden seitens des Kolonialisten in seinem imperialistischen Machtanspruch gegenüberstehen. Urs Bitterli erkennt gerade in dieser Überhöhung der kolonialistischen Macht eine Schwäche:

Dadurch, daß nun der europäische Übereisende oder der Kolonisator sich vom archaischen Menschen, in der Art, wie er von diesem dachte und sprach betont abhob, tat er nichts anderes, als die Problematik der Kommunikation in einem Bereich lösen zu wollen, in dem er sich überlegen fühlte: in der machtpolitischen Auseinandersetzung. Im Grunde aber lag gerade darin ein Zeichen seiner Schwäche; der Europäer glaubte, die Begegnung zu dominieren – in Wirklichkeit aber schloß er sich, in einer oft unbewußten Regung von Selbstschutz, von der Begegnung aus.⁴⁰⁰

Es sind genau diese machtpolitischen Stereotypisierungen, die Müller im Roman *Tropen* in den Fokus der ersten Begegnung der Kolonialherren mit den Wilden stellt, die sich aber im Verlaufe des Plots mehr und mehr verflüchtigen und schließlich sogar ins Gegenteil verkehren. Zur Legendenbildung des edlen Wilden taugten vor allem drei Typen kolonialer Vorstellungen. Der „Indianer“, der „Neger“ und der „Südseeinsulaner“ waren dabei jene Typen, welche den europäischen Phantasien ursprünglicher Schönheit und Wildheit am

³⁹⁷ Dieser Diskurs fließt beiläufig auch im Roman „Tropen“ ein, indem Brandelberger im Verlaufe seines Tropenkollers die Panik erfasst und er im Wahn eurozentrische Klischees abruft, wie jene des menschenfressenden Kannibalen. Müller, Robert: *Tropen*. S.116. „He, war die Hitze nicht enorm? Roch es hier nicht nach Indianern? Her damit, dieser Geruch gehört mir; es ist mein Fleisch, das hier verbrannt wird, mich will man hier schlachten und verzehren; dieser Geruch ist ein Teil von mir und ihr sollt ihn nicht zu speisen bekommen.“

³⁹⁸ Bitterli, Urs: *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnungen*. München: C.H. Beck ³2004. S.373.

³⁹⁹ Vgl. Bitterli: *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘*. S.367.

⁴⁰⁰ Ebd.

ehesten entsprachen.⁴⁰¹ Vor allem die von zentraleuropäischen Vorstellungen geprägten Bilder von frivoler Lust und sexueller Willkür prägten den „Mythos von der freien Liebe“, der vor allem dadurch genährt wurde, dass es immer wieder zu Liebschaften zwischen überseeischen Frauen und den Seemännern kam.⁴⁰² Stein nimmt hierzu Stellung. Sein Resümee europäisch-kolonialer Erotikphantasien lässt sich in einer Tradition lesen, auf welche Müller sein Konzept der erotisierten Wilden in der Verkörperung der indigenen Priesterin Zana offensichtlich zu bauen scheint:

Ansonsten wurden die Frauen der Südsee noch ein Quentchen krasser als die europäischen zu reinsten Naturwesen stilisiert, sei es im mythologischen oder sei es im rassistischen Jargon: Melville bezeichnete sie als »Nymphen« (S.257), Maugham als »Najaden« (S. 260), Scheurmann als »Vollblut mit geblähten Nüstern« (S. 266). Die Hochschätzung dieser Wilden erfolgte, zumal es um den Eros ging, nicht mehr trotz, sondern wegen ihrer Wildheit. Rechtzeitig hatte Rousseau - 1754 war seine »Abhandlung von dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen« erschienen - für diesen glücklichen Paradigmenwechsel gesorgt.⁴⁰³

Wenn man sich die Reiseliteratur seit dem 16. Jahrhundert zu Gesicht hält, fällt unmittelbar auf, dass dabei immer wieder von der Promiskuität und Vielweiberei die Rede ist. So heißt es etwa beim französischen Weltreisenden und Erkunder Louis-Antoine de Bougainville an einer Stelle, dass die „Vielweiberei“ scheinbar einem gesellschaftlichen Konsens innerhalb insulanischer Gesellschaftsstrukturen folgen würde, wonach ihre „einzige Leidenschaft“ die „Liebe“ selbst sei.⁴⁰⁴

Als diese klaren Tatsachen festgelegt waren, wollte ich nun endlich einmal die schon lange geplante Eroberung dieses Indianerdorfes und seiner Weiber schreiten. Ich dachte da besonders an Aruki; aber nicht etwa, weil sie leichter erreichbar war, sondern aus Überzeugung von der Unübertrefflichkeit ihrer leiblichen Eigenschaften. Da hatte sie Brüste; und Brüste, die ihre aparten Reize besaßen. Mit der Rührung, die ihre Länglichkeit hervorrief, konnte ich nur mehr eines vergleichen: Zanas eigentümliche Wirkung, ihre festen Beine, ihre festen Knie!⁴⁰⁵

Die Erotik in der Exotik ist ein Themenkomplex, der uns bereits in der Debatte um exotische Körper aufgefallen ist. Das eben vorangestellte Zitat aus *Tropen* findet sich in einer langen Tradition erotisch aufgeladener Kulturbegegnungen wieder, die sich durch sämtliche Epochen europäischer Kolonialgeschichte hindurch beobachten lassen. Die erotisierte Schönheit des Wilden ist ein Denkmuster, welches sich schon seit den ersten Reiseberichten aus Tahiti abzeichnet. So heißt es in *Tahiti und Aoturu* von Louis-Antoine de Bougainville aus dem Jahre 1771, dass dieser „niemals so wohlproportionierte Männer gesehen“ hätte, und wolle man „Mars oder Herkules [...] malen, man nirgends schönere Muster finden“ würde.⁴⁰⁶ An

⁴⁰¹ Vgl. Stein: Die edlen Wilden. S.11-18.

⁴⁰² Vgl. ebd. S.19.

⁴⁰³ Ebd. S.20-21.

⁴⁰⁴ Vgl. ebd. S.208.

⁴⁰⁵ Müller, Robert: *Tropen*. S.90.

⁴⁰⁶ Vgl. de Bougainville, Louis-Antoine: *Tahiti und Aoturu* (1771). In: Stein: Die edlen Wilden. S.205.

anderer Stelle schwärmt Herman Melville in *Die schöne Nymphe Fayaway* (1846) über Züge einer exotischen Frau, „wie es sich das Herz oder die Phantasie eines Mannes nur wünschen kann.“ Gar vom „Inbegriff weiblicher Schönheit“ ist die Rede.⁴⁰⁷

Der Faktor der Erotik findet sich auch in Müllers zweiter Tropenerzählung wieder. In der Novelle *Das Inselmädchen* gibt die Wilde, ähnlich wie in *Tropen*, abermals das Sinnbild einer verklärten Naturerotik wieder und entspricht dabei in jeder Beziehung den Stereotypen imperialistischer Denkmuster exotischer Erotik seit dem 18. Jahrhundert. So heißt es etwa:

In Raoul zuckten die Jahre der Sehnsucht nach ungeschmälerter Körperlichkeit. Die Stirn des Europäers wölbt sich über einer ungeheuerlichen erotischen Spannung. [...] Wie alle Weißen hatte sich Raoul die Tropen als eine exzessive und sittenlose Liebesidylle vorgestellt.⁴⁰⁸

In seinem Nachwort zu *Das Inselmädchen* spricht Wolfgang Reif davon, dass sich der erotische Reiz, den das Inselmädchen Thli auf Raoul ausübt, vor allem aufgrund vorhandener Dissonanzen ergibt. So ist es die offensichtliche Diskrepanz, die sich aus der skurrilen Collage von wilden Urmenschkörper und der dazu unpassenden Zivilisationskleidung ergibt, die auf Raoul eine erotisierende Wirkung ausübt.⁴⁰⁹ Dieses Moment stellt sich als die bildhafte Analogie zu Müllers Hybridisierungsphantasien heraus und erschließt sich dem aufmerksamen Leser als wiederkehrendes Motiv. Diese Szene reiht sich demnach nahtlos in Müllers antithetische Montage von Zivilisation und Natur ein, in einer Eigenart, wie wir es in den vorangegangenen Kapiteln bereits kennengelernt haben.

Es sind dabei vor allem die Südseeinsulaner, deren Typus der Idee des edlen Wilden, weil dort offenbar am reinsten vorhanden, wohl am ehesten entspricht. Dieser Umstand ist zunächst der Tatsache geschuldet, dass die Südsee auf lange Zeit den Erkundungen und Explorationen europäischer Expeditionen entzogen blieb und dieser daher ein gewisser Status zukam, der sich wohl am besten als Mythos von Arkadien beschreiben lässt. Im Sog dieser Verklärung der Südsee etablierten sich Phantasien, welche sich Parallelwelten fernab zivilisatorischer Konvention und Pflichten vorstellten, wo sich die Bewohner jeglichen Mühen und Sorgen lossagen konnten und somit im wahrsten Sinne des Wortes ein Inselleben genießen würden.⁴¹⁰ Natürlich sind diese Ausformungen kollektiven Wunschdenkens auch aus der zeitgeschichtlichen Stimmung einer gewissen Europamüdigkeit zu erklären. Doch erst mit den Weltumseglungen von Bougainville und seiner Besatzung, respektive aufgrund der niedergeschriebenen Erlebnisse auf Tahiti, begann der Mythos sich in ein kollektives

⁴⁰⁷ Vgl. Melville, Herman: *Die schöne Nymphe Fayaway* (1846). In: Stein: *Die edlen Wilden*. S.257.

⁴⁰⁸ Müller, Robert. *Das Inselmädchen*. Mit einem Nachwort und herausgegeben von Wolfgang Reif. Paderborn: Igel 1994. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 8). S.25-26.

⁴⁰⁹ Ebd. S.78.

⁴¹⁰ Vgl. Bitterli: *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘*. S.381-382.

Gedächtnis einzunisten. Nebst Bougainville waren es noch Cook und dessen Begleiter Georg Forster, die ihre Begeisterung für Land und Volk in Form von Reiseberichterstattungen literarisch verarbeiteten.⁴¹¹ Einend steht all diesen Reiseberichten die Vorstellung eines zunächst verlorengegangenen und schließlich wiederentdeckten Topos des *locus amoenus* gegenüber. An dieser Stelle sei abermals der Historiker Urs Bitterli zu Wort gelassen, der sich in seiner Diagnose zur Verklärung des Südseeinsulaners hin zum edlen Wilden jener Zuschreibungen bedient, welche just auch für Müllers Konzeption des Wilden im höchsten Maße sinngebend in Erscheinung treten:

Aber erst dank der Tatsache, daß in diesem idealen Milieu Menschen lebten, erfüllte sich die Vollkommenheit der Natur ganz. Es war die sorgsam gepflegte Kulturlandschaft, das allen Bedürfnissen seiner Bevölkerung genügende Land, das die Reisenden am meisten beeindruckte. Hier fanden sich Erdenbewohner, die, zwar bereits gesellig lebend und die natürlichen Reichtümer der Erde nutzend, noch nicht Opfer des Besitzstrebens, der Geltungssucht und eines anbrechenden technisierten Zeitalters geworden waren. Diese Inselbevölkerung stand, mit Rousseau zu reden, in der »rechten Mitte zwischen der trägen Gleichgültigkeit des ursprünglichen Zustandes und der unbändigen Aktivität unserer Eigenliebe«; sie schien jene glückliche Vorphase zu repräsentieren, die dem auf Privatbesitz basierenden Ackerbau und der Einführung der Metallurgie vorausging. Der Südseeinsulaner besaß alles, wonach er verlangte, in reichlichem Maß, und er hütete sich in weiser Selbstbescheidung, mehr zu wollen: Die Früchte des Brotbaumes, Kokosnüsse, Bananen und einige wenige Haustiere genügten ihm vollauf. [...] Was die europäischen Reisenden, zumindest die gebildeten Berichterstatter unter ihnen, am Südseeinsulaner vor allem faszinierte, waren die selbstverständliche Daseinsfreude und der zwanglose Lebensrhythmus, die sich von der natürlichen Umgebung auf die Bewohner übertrugen.⁴¹²

Dieser „Lebensrhythmus“⁴¹³ ist ein zentrales Motiv der Verklärung der indigenen Bevölkerung innerhalb kolonialgeschichtlicher Diskurse und auch in Müllers Konzeption der Wilden jene Essenz, die dem Roman *Tropen* seinen Ausgangspunkt gibt. Dieser Lebensrhythmus findet sich in Müllers *Tropen* in der verlorengegangenen „Pace“ wieder und wird in der Suche danach und dem Streben, sich dieser erneut einzuverleiben, als übergeordnetes Thema innerhalb des Plots manifest.

Naturverklärung, Kulturpessimismus und Exotismus bilden in der - man neigt fast dazu, fälschlich den Begriff ‚Schwärmerliteratur‘ zu verwenden - Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts eine Trias, die in ihrer Charakteristik in besonderem Maße eine direkte referenzielle Bezugnahme seitens Müller vermuten lässt. Wie bereits gezeigt, sind auch in Müllers Utopien immer wieder diese drei Schlagwörter, die sich als treibende Mechanismen hin zur Erneuerung des Typus manifestieren, ausschlaggebend. Vor allem innerhalb Müllers beider Tropenerzählungen lässt sich dieser Umstand nicht wegdiskutieren. Im Hinblick auf *Tropen* muss deshalb beinahe davon ausgegangen werden, dass diese Tradition der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts, im Speziellen aber der darin propagierte Mythos des edlen

⁴¹¹ Vgl. ebd. S.381-383.

⁴¹² Ebd. S.383-385.

⁴¹³ Ebd. S.385.

Wilden, eine nicht zu gering einzuschätzende Faszination auf Müller ausgeübt haben muss. In diesem Zusammenhang darf keinesfalls Müllers Bewunderung gegenüber Karl May außer Acht gelassen werden, hatte doch dieser selbst mit Winnetou eine Figur erschaffen, die sich schlussendlich in der eigenen Definition des edlen Wilden und dessen Mystifizierung verliert.⁴¹⁴ Vor allem in *Winnetou IV* wirken Mays Ausführungen wie Blaupausen müllerscher Theoriebildung. Auch am Beispiel Mays wird der unbedingte Wille nach der Erschaffung einer neuen menschlichen Spezies unmittelbar manifest. Ähnlich wie in Müllers Konzepten handelt es sich bei May ebenfalls um einen Typus, der sich in seinem Genus der eigenen Natur und Rasse erst bewusst werden muss. Abermals gilt es das Ideal aus den Tiefen der Anthropologie heraufzubeschwören: die „Mischung als Idee“.

Und er schien die Hauptaufgabe des Menschengeschlechts in der Entwicklung der völkerschaftlichen Sonderheit und Individualität zu suchen, nicht aber in der sich immer mehr ausbreitenden Erkenntnis, daß alle Stämme, Völker, Nationen und Rassen sich nach und nach zu vereinigen und zusammenzuschließen haben zu Bildung des einen, einzigen, großen, über alles Animalische hoch erhabenen Edelmenschen. Erst dann, wenn die Menschheit sich von innen, also aus sich selbst heraus, zu dieser harmonischen, von Gott gewollten Persönlichkeit geboren hat, wird die Schöpfung des wirklichen ›Menschen‹ vollendet sein und das Paradies sich uns, den bisher Sterblichen, von neuem öffnen.⁴¹⁵

Es bedarf wohl keiner eingehenderen Erläuterung, dass die geistigen Vorbilder der Idee einer *Gesellschaft der Mischlinge* weitaus früher zu suchen sind als in eben genannten Beispielen. Doch nichtsdestotrotz stellt sich die europäische Kolonialgeschichte als ultimativer Fundus dieser Phantasien heraus. Urs Bitterli liefert diesbezüglich ein Beispiel kolonialer Wunschvorstellungen, welches frappierend an jene Dogmen und Absichten erinnert, die auch in Müllers Konzeption einer neuen Gesellschaft den Inbegriff seiner Programmatik bilden. Demnach waren bereits im 18. Jahrhundert im Zuge kolonialimperialistischer Prämissen Bestrebungen hinsichtlich der Schaffung einer „Mischgesellschaft“ vorhanden. Der Naturforscher Henry Smeathman hatte es sich zur Aufgabe gemacht, in Sierra Leone eine „Musterkolonie“ zu errichten, wo sich eine „europäische-afrikanische Mischgesellschaft“ niederlassen sollte. Das Ziel war es, eine Gesellschaft zu generieren, der unter idealen Voraussetzungen ein Leben im Ideal des „Naturzustand[s]“ ermöglicht wäre. Jedoch scheiterte der Plan an seiner Umsetzung und verblieb somit lediglich im utopischen Gedankenexperiment.⁴¹⁶ Diese Anekdote zeigt jedoch abermals, dass Müllers *Tropen* und damit die Grundpfeiler seiner Gesellschaftsprogrammatik sich auch als Symptom eines

⁴¹⁴ Vgl. Stein, Gerd: Vorwort. In : Stein (Hg.): Die edlen Wilden. S.15.

⁴¹⁵ May, Karl: Winnetou IV. In: Stein (Hg.): Die edlen Wilden. S.121.

⁴¹⁶ Vgl. Bitterli, Urs: Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. S.399.

Prozesses lesen lassen, der sich in der Geschichte des Menschen immer wieder seit Rousseau wiederholt hat. Zurück zur Natur! „Retournons à la nature und la nature c’est moi“⁴¹⁷.

6.1 KARL MAY UND DER PROTOTYP DES NEUEN MENSCHEN

In diesem Zusammenhang soll noch einmal auf die Rolle Karl Mays in der Theoriebildung Robert Müllers Bezug genommen werden. Dass Müller keinen Hehl aus seiner Bewunderung gegenüber Karl May macht, ergibt sich allein schon aus dessen Nachruf, in dem er May als ein Rassetalent, einen „Weltmann“, eine „all round-Seele“⁴¹⁸ und als ein „Arsenal europäischer Gescheitheit und Logik“⁴¹⁹ adelt. Doch Karl May muss für Müller weit mehr als bloßes Objekt einer Schwärmerei gewesen sein. Müller fühlte sich Karl May stets im Geiste verwandt, vor allem insofern, da sich ihre Idealvorstellungen hybrider Denkmuster beinahe ident überlappen.

Als man May immer wieder der Hochstapelei und der notorischen Lüge bezichtigte, stand Müller ihm immer wieder in advokatorischer Treue zur Seite. Auf die Frage hin, ob Karl Mays Indianerliteratur den Anspruch nach Authentizität standhalten würde, gibt Müller eindeutig zu verstehen, dass die bloße Tatsache, man hätte das Geschriebene im Sinne einer existentiellen Wirklichkeitsauffassung auch erlebt, nicht unbedingt ausschlaggebend sein dürfe.⁴²⁰ Die Diskussionen darüber kamen nur deshalb ins Rollen, da man Mays Geschichten rund um Old Shatterhand und Winnetou als Berichterstattungen und nicht in erster Line als fiktive Romanerzählungen gelesen hatte.⁴²¹ Nach Müller müsse die Definition von *Erleben* bei May ungleich weitläufiger gefasst werden als üblich. Demnach geht diese Form des *Erlebens* weit über die körperliche Instanz hinaus und meint damit eine Variation des ursprünglichen Begriffs, die sich innerhalb einer metaphysischen Ebene verorten lässt. Im Übrigen überschneidet sich diese Auffassung des Erfahrens per Definition mit jener von Müller, der dieses Motto quasi deckungsgleich auf *Tropen* übertrug. Um Müllers Interpretation der Erfahrung als geistigen Prozess noch plastischer und zuverlässiger zu veranschaulichen, sei an dieser Stelle eine längere Passage aus Müllers Text *Das Drama Karl Mays* wiedergegeben:

⁴¹⁷ Müller, Robert. Bolschewik und Gentleman. S.178.

⁴¹⁸ Müller, Robert: Nachruf auf May. In: Helmes/Berners (Hg.): Kritische Schriften I. S.34.

⁴¹⁹ Ebd. S.35.

⁴²⁰ Vgl. Müller, Robert: Das Drama um Karl May. In: Helmes/Berners (Hg.): Kritische Schriften I. S.15. Müller bezeichnet May in diesem Zusammenhang als einen „Realitätsfanatiker in höherer Ebene“.

⁴²¹ Vgl. ebd. Müller echauffiert sich darüber, dass die kritische Öffentlichkeit Mays Prosa nicht als das wahrnimmt, was es nun mal ist; Fiktion. „Sein schriftstellerisches Talent, seine Fabulierkunst nehmen sie als Berichterstattung.“

Die Kunst ist umso größer, je unüberbrückbarer die Distanz zum Objekt gewesen ist. Nur das Problem mußte erlebt sein – und im Falle May war es erlebt. Das Drama und der Humor waren erlebt. Muß er englisch, französisch sprechen oder polygott sein um die Phrasen und sprachlichen Kniffe einer fremden Rasse, deren Äußerungen er dem Tatsachenbericht einer Zeitung entnehmen kann, zu beherrschen? Muß er, um Afrikanisches zu schildern, jemals etwas anderes als eine gute Photographie gesehen haben, die ihm genug Spielraum läßt, um die Tropen zu erleben, die er, vielleicht aus Erfahrungen atavistischer oder transzendentaler Natur in sich trägt wie ein uraltes Rudiment aus jenen Tagen, da seine Urfahren in Grönland noch im Djungle lebten? [...] Bestenfalls tut er eine unnötige Reise, um sich bestätigen zu lassen, was er schon längst vorher niedergeschrieben hat.⁴²² [Die Hervorhebungen entsprechen nicht dem Originaltext, sondern wurden von mir hinzugefügt.]

Aus diesen Zeilen der Lobhudelei und Würdigung Mays zieht Helmes eine Diagnose, die sich insbesondere auf Müllers Auffassung literarischer Praxis bezieht. Im Mittelpunkt steht dabei „die Umdeutung des traditionellen Realismusbegriffs“⁴²³, wonach Realismus nicht gleichbedeutend mit der „Wiedergabe einer objektiven Welt außer uns, sondern einer subjektiven in uns“⁴²⁴ sei. Daraus ergibt sich die Prämisse, wonach der Anspruch der Realität sich immer als ein Synonym des inneren Zustands und Erlebens ausdrückt. Phantasie und Realismus schließen sich nicht aus, sondern bedingen einander, was wiederum als Eingeständnis hinsichtlich Müllers Biographie zu lesen ist, wie Helmes anmerkt:⁴²⁵

Beiläufig sei angemerkt, daß diese Äußerungen über Karl May als ein weiteres Indiz dafür zu nehmen sind, daß eine biographische Deutung der fiktionalen Texte Robert Müllers in die Irre geht. Das gilt vor allem für Tropen.⁴²⁶

Es ist davon auszugehen, dass Robert Müllers Tropenbeschreibungen einer imaginierten Wirklichkeit entsprechen, ähnlich wie es bei May der Fall war. Gemäß Helmes steht den beiden Autoren einend gegenüber das „Tropenerlebnis“ als ein „wahrgelogen[es]“⁴²⁷. Dieses *wahrhaftige Lügen* erklärt auch Müllers utopisches Denken und warum dieses quasi zu keinem Zeitpunkt seines Schaffens auch nur ansatzweise auf seine realpolitische Relevanz überprüft und hinterfragt wird. Diese Utopien gelten allein aus der Tatsache heraus legitimiert, dass sie *gedacht* und *erdacht* werden können. Inwiefern sie dabei einer politischen und gesellschaftlichen Realität standhalten, ist für Müller in erster Linie nicht von Bedeutung. Die vorläufige Legitimation dieser Utopien liegt ausschließlich und allein in deren per Eigendefinition zugeschriebenen Charakteristika, indem sie schlicht und ergreifend *darüber hinaus erdacht* werden können, oder um es mit Müller selbst zu sagen:

Über das logisch und historisch berechtigte, das in den neuen Programmen liegt, will ich mich nicht äußern, weil das viel zu weit führen würde. Tatsache ist, daß der Schriftsteller ökonomisch und sozial

⁴²² Ebd. S.18.

⁴²³ Helmes: Themen und Tendenzen. S.51.

⁴²⁴ Helmes: Themen und Tendenzen. S.51-52.

⁴²⁵ Vgl. ebd.

⁴²⁶ Ebd. S.52.

⁴²⁷ Ebd. S.52. Helmes führt auch an anderer Stelle (S.51) aus, wonach Müller in seinem Text „Totenstarre der Phantasie“ May mit den Worten „Karl May du hast prächtig wahrgelogen“ würdigt.

zugrunde gehen wird, wenn er den Geist einer auf Großzügigkeit und Gemeinschaft ausgehenden Zeit nicht interessenmäßig wahr nimmt. In den Programmen, die unsere Oppositionellen vorlegen wollen, ist, wie ich sehr gut weiß, mehr als die Hälfte utopisch. Aber diese Utopie ist notwendig, um die Schwungkraft zu entfesseln und ihre Schwingung zu erhalten.⁴²⁸

Dieser Tatsache entspricht der Roman auch selbst: „Die Tropen bin ich!“⁴²⁹ Auch May bescheinigt Müller ja die Tropen in sich zu tragen.⁴³⁰ Schließlich ist es die Figur des Winnetou, in welcher Müller die Vorstufe zum Neuen Menschen zu erkennen glaubt und die sich auch im Roman *Tropen* gewissermaßen widerspiegelt: „Der Indianer Winnetou, der die Vorzüge einer sinnlichen mit denen einer vernünftigen Kultur verbindet, wäre wert, allen, die nach dem neuen Nervenmenschen suchen, als Prototyp vorgeführt zu werden.“⁴³¹ Winnetou ist eindeutig als die Präinkarnation von Müllers Ideal des Neuen Menschen, welches vor allen in *Tropen* sichtbar wird, zu identifizieren. In Winnetou erkennt Müller sozusagen das wieder, was er für den Neuen Menschen als unabdingbare Eigenschaft festlegt. Damit ist, um es mit Helmes zu sagen, eine Symbiose aus „Trieb und Ratio“⁴³² gemeint. Müllers Auffassung von Literatur und insbesondere seines Typus des edlen Wilden ist demnach nicht bloß inspiriert von Karl Mays Prosa, sondern lassen sich direkt davon ableiten. An die Stelle von Winnetou als Prototyp des Neuen Menschen tritt Slim. Karl Mays Rolle in der Entwicklung der theoretischen Geisteshaltung Müllers kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Advokaten dieser These sind Müllers theoretische Programme und Romane selbst. Nicht umsonst spricht auch Kurt Hiller bezugnehmend auf *Tropen* von einer Kreuzung aus „Nietzsche und Karl May“⁴³³. Hinzukommt, dass Müller sich selbst immer wieder als glühender Verehrer, bisweilen sogar kitschiger Fan, zu erkennen gibt, was wiederum die Vermutungen, wonach May als geistige Leitfigur Müllers herangezogen werden darf, bestärkt. Müller versucht erst gar nicht einen Hehl aus seiner Bewunderung gegenüber Karl May zu machen, ganz im Gegenteil, er sublimiert Karl May zu einer erhabenen Erscheinung innerhalb des literarischen Betriebs: „der einzig geschmackvolle deutsche Vertreter der Phantastik; ich meine Karl May.“⁴³⁴

⁴²⁸ Müller, Robert: Brief vom 8. Mai. 1922 an Franz Karl Ginzkey. In: Reichmann (Hg.): Briefe und Verstreutes. S.83.

⁴²⁹ Müller, Robert: *Tropen*. S.283.

⁴³⁰ Vgl. Müller, Robert: Nachruf auf Karl May. In: Helmes/Berners (Hg.): S.35. „Es ist schon so, May hatte den richtigen Prozentsatz von Äquator und Wendekreis in sich, ein Stückchen Ur- und Jägerahnung aus Vorzeit und Tropendasein.“

⁴³¹ Müller, Robert: Das Drama um Karl May. In: Helmes/Berners (Hg.): Kritische Schriften I. S.16.

⁴³² Helmes: Themen und Tendenzen. S.180.

⁴³³ Hiller, Kurt: Vorbemerkungen zu R. Müller, die ‚Geistrasse‘. S.49. Zitiert nach: Helmes: Themen und Tendenzen. S.10.

⁴³⁴ Müller, Robert: Der Roman des Amerikanismus. In: Helmes/Berners (Hg.): Kritische Schriften I. S.76.

An dieser Stelle sei ein Fazit gewagt. Der Mythos des edlen Wilden, ausgehend von Rousseaus Konzept des Naturmenschen, welches, bedingt durch die Kolonialgeschichte Europas, im exotischen Insulaner seine vermeintlich reale Aktualisierung erfuhr, ist ein Paradigma eines Wunschdenkens voller unerfüllter Sehnsüchte. All diese Vorstellungen besinnen sich wieder zurück auf den Urzustand der eigenen Existenz; kurz: das Wilde. Die eigene Kultur ist fremd, man ist müde geworden; europamüde. Müllers *Wilder* ist ein Typus, der die Maxime der Rasse, Körperlichkeit und Erotik auf die Spitze treibt und somit zu einer Figur wird, die dem kulturtrüge gewordenen Europäer als Motiv seiner eigenen Tropenerfahrung dient. Mit seiner Kulturkritik und der Darstellung eines Europas, welches in seiner zeitgenössischen Gegenwärtigkeit dem Menschen eher degenerativ, zumindest nicht evolutiv, gegenübersteht, führt Müller den Leser in das Innerste seiner eigenen „Tropen“. Die Rückbesinnung auf die eigene Natur verhält sich dabei keinesfalls repressiv, sondern ist ein zu tiefst progressiver Akt, der sich aus einem rousseauschen Denkansatz heraus erklären lässt, warum auch Rousseau an dieser Stelle als präfigurierender Geist Müllers zu Wort kommen soll. Denn in Rousseau ist vorgedacht, was Müller im Zuge seiner aktivistischen Mission erträumt zu verwirklichen: der Neue Mensch.

Der Mensch besaß im Instinkt allein schon alles, was er brauchte, um im Naturzustand zu leben; in einer ausgebildeten Vernunft besitzt er nur, was er braucht, um in Gesellschaft zu leben. [...] der Naturzustand, insofern er derjenige Zustand ist, in dem die Sorge um unsere Erhaltung am wenigsten die anderer beeinträchtigt, folglich am Frieden am zuträglichsten und dem Menschengeschlecht am angemessensten ist. [...] Somit könnte man sagen, daß die Wilden nicht böse sind, gerade weil sie nicht wissen, was gut sein heißt; denn weder die Entwicklung des Denkvermögens noch der Zügel des Gesetzes, sondern vielmehr der Schlummer der Leidenschaften und die Unkenntnis des Lasters hindern sie, Böses zu tun.⁴³⁵

⁴³⁵ Rousseau, Jean-Jacques: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter Menschen. Hg. von Philipp Rippel. Stuttgart: Reclam 2010. S.59-61.

7 SCHLUSSFOLGERUNG

„Alles gilt, weil nichts gilt, und alles möge sein, weil nichts anderes (legitimier Weise) sein kann.“⁴³⁶ Diese kurze Diagnose von Günter Helmes schafft es auf besonders prägnante Weise, die Einzigartigkeit der Programmatik Müllers in Essay und Prosa auf den Kern zu beschränken. Robert Müllers Auffassung des Aktivismus ist die *Tat*. Seine gesellschaftspolitischen Tendenzen lassen darauf schließen, dass seine Programmatik und Ziele einem ständig reformierenden und fortschreitenden Prinzip folgen, wonach der nächste Schritt schon immer der vorangehende - und somit abgetane - des übernächsten ist. Damit verliert der Gedanke im Augenblick seiner Entstehung den Anspruch der Aktualität.

Wir haben festgestellt, dass sich Robert Müllers Vorstellungen einer Gesellschaft über die Jahre hinweg stets dem zeitgenössischen Diskurs gestellt haben. Was 1912 in *Der Ruf* und *Der Brenner* seinen Anfang fand, ist 1924 nur mehr bruchstückhaft zu erkennen. Krieg, Revolution und der Bolschewismus sind geschichtspolitische Erfahrungen, die jeweils die Eckpfeiler seiner Gesellschaftsmodelle bildeten. Müllers Modelle gesellschaftlichen Zusammenlebens schälen sich zunächst aus einem totalitären Elitendenken heraus, um schließlich über den Umweg einer Kulturrevolution rousseauscher Menschen in einem neuen Menschengeschlecht, einer „geistigen“ Rasse zu resultieren. Ein Kulturimperialismus im Sinne einer „Germanisierung“ wird vor allem in der Frühphase seiner Essayistik als die zu verfolgende Prämisse ausgewiesen. Lediglich auf dem ersten Blick würde man Müller hier naive Annexionsphantasien unterstellen. Dieser Vorwurf löst sich jedoch insofern auf, als dass Müller sich immer zu - bis in den Tod - dezidiert als Österreicher zu erkennen gibt. Doch Robert Müllers Begriff einer personellen Identität geht weit über den nationalistischen Rahmen hinaus. Müller ist demnach nicht nur Österreicher, sondern vor allem „Weltmensch“. Sein Denken ist global, seine Ambitionen beinahe kosmisch. Den gesellschaftspolitischen Werdegang Müllers nachzuvollziehen erweist sich zunächst dahingehend als Problem, da wir es mit einem Denker zu tun haben, dessen Thesen nie mit dem Anspruch einer Endgültigkeit einhergehen. Diesem Umstand ist es wohl geschuldet, warum die Lektüre müllerscher Schriften niemals aus dem Kontext seines Gesamtwerkes und der jeweiligen Zeitgeschichte isoliert werden darf. Nicht nur, dass dem Leser dadurch die essentielle Substanz seiner Theorien verschlossen bleiben würde, läuft dieser unter anderem auch darin Gefahr, sich vorschnell ein Bild von Müller machen zu wollen. Die andauernden Versuche, Müller in gewisse (gesellschafts-)politische Schubladen stecken zu wollen, scheitern jedes Mal an

⁴³⁶ Helmes: Themen und Tendenzen. S.225.

seiner hochgradig ambivalenten Charakteristik. Dass Müller sich nicht gleich einem Buch katalogisieren lässt, ist wohl eine der Kernthesen dieser Arbeit gewesen und dabei nicht nur Wesenszug der Person Robert Müller, sondern ident mit dessen programmatischen Schriften. Glaubt man Müller zunächst als Rassisten entlarvt zu haben, sieht man sich bald darauf gezwungen, diese These zu revidieren. Vermutet man in Müller den präfigurierten Typus des späteren Faschisten zu erkennen, hält im nächsten Moment auch dieses Bild der Realität nicht weiter stand. Schließlich wäre da noch Müllers mitunter hetzerisch propagierter Antisemitismus, der sich in vielerlei Hinsicht zwar bestätigen lässt, jedoch auch als unmittelbarer Ausdruck des gesellschaftlichen Zeitgeists eingeordnet werden muss.⁴³⁷

Müller gibt sich in seinen gesellschaftspolitischen Theorien, die sich weit über die organischen Mechanismen eines Staates erstrecken, als ein Geist, der nach ständiger Verbesserung der gegenwärtigen Umstände drängt, zu erkennen. Dabei haben wir festgestellt, dass Müllers Auffassung einer aktuellen Gegenwart gleich in zweifacher Hinsicht paradoxerweise stets auch Vergangenheit ist. Zunächst ist das Aktuelle in Müllers Thesenbildung lediglich dahingehend relevant, da es auf das Zukünftige schließen lässt. Die aktuelle Gegenwart ist bloß Ausgangspunkt und zugleich paradoxer Anachronismus, der sich in Müllers Zukunftsutopie letztendlich stets als obsolet erweist. Zum anderen schreibt sich in Müllers Theorien auch immer wieder ein Duktus ein, der sich wohl am ehesten mit dem Topos der *Gegenwart der Vergangenheit* beschreiben lässt. Damit ist gemeint, dass den Theorien bei aller Progressivität auch stets ein Stück weit regressiver Charakter innewohnt, sei es nun hinsichtlich gewisser Aspekte bereits abgelegter Thesen, die unkommentiert einfach wieder innerhalb neuer Theorienbildung aufgenommen werden, oder gemäß seiner Idee des Neuen Menschen, der sich rückbesinnt auf dessen Ursprünglichkeit des Naturzustands. Zeit scheint in Müllers Denken keiner bestimmen Logik zu folgen, sondern ist ein dynamisches System, in der die Grenzmarken der Dimensionen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keine Rolle zu spielen scheinen.⁴³⁸

Eine chronologische Unterteilung Müllers gesellschaftspolitischer Theorien scheint aus den eben genannten Gründen relativ problematisch, da er seine progressive Art des Denkens auch immerzu regressiv praktiziert, vor allem im Sinne von Wiederaufschnappen scheinbar bereits fallengelassener Ideen und Thesen. Trotzdem unternahm diese Arbeit den

⁴³⁷ Bezüglich der Entkräftigung des Vorwurfs des Antisemitismus sei an dieser Stelle noch einmal auf Hans Heinz Hahnl verwiesen, der Müller in seinem Nachwort vom Antisemitismus sogar freispricht. Hahnl, Hans Heinz: Nachwort. In: Müller, Robert. *Der Barbar*. S.128. „Nichts ist lächerlicher als der Vorwurf des Antisemitismus [...]“

⁴³⁸ Zur Paradoxie müllerscher Zeit-Konstellationen hat Stephan Dietrich „eine zyklische Bewegung festgestellt“. Siehe dazu: Kap. „Retournons à la nature“ (S.84).

Versuch, die Entwicklung Robert Müllers und seiner gesellschaftlichen Modelle anhand ausgewählter Beispiele und Referenzpunkte nachzuvollziehen. Bezugnehmend auf Günter Helmes ergeben sich demnach vier Phasen müllerscher Thesenbildung.

Die erste Phase erschließt sich mit 1912 und endet mit dem Essay *Österreich und der Mensch* (1916). In dieser Frühphase Robert Müllers setzen sich bereits die Grundprämissen fest, die fortan immer wieder innerhalb diverser Theorien zum Ausdruck kommen sollten. Eine davon ist der Neue Mensch. Dieser wird als „Germane“ assoziiert und erklärt sich aus einer anthropologisch-soziopolitischen Machtdisposition zur höchsten aller Rassen. Daraus ergibt sich eine Gesellschaftsstruktur, die folgenden Prämissen gehorcht: Der Rassengedanke ist dem Nationalgedanken überzuordnen, der Staat ist Produkt einer Elite bestehend aus den „Germanen“, und die Monarchie wird als die idealste und einzig legitime Herrschaftsform akzeptiert. Allem höher gestellt repräsentiert sich dabei die Idee der „Germanisierung“. Die zweite Phase Müllers politischen Denkens lässt sich zwischen 1916 und den Anfängen der Revolutionen in Deutschland einordnen. Man könnte meinen, der Krieg hätte dem sonst so forschen Müller die Krallen gezogen, nicht anders ist es zu erklären, warum dieser sich realpolitischen Themen zunehmend entzieht und sich dabei immer mehr in allgemeinen Phrasen und Floskeln verliert. Die dritte Phase setzt mit dem Zusammenbruch der beiden Monarchien in Deutschland und Österreich ein und manifestiert sich als Widerlegung seiner eigenen politischen Theorien der Jahre zuvor. Die Monarchie wird nunmehr abgelehnt, mit den Revolutionen dagegen sympathisiert Müller. Die Idee einer herrschenden Elite wird dabei wieder aktualisiert. Die vierte und letzte Phase ergeht sich in allgemeinen Diskursen über den Aktivismus, wobei Müller sich gemäß dem Gesetz des Zyklus wieder verstärkt seinen ursprünglichen Prämissen hinwendet. So würde es 1924 immer noch den „Geistigen“ obliegen, einen idealen Staat zu formen, der wiederum als Bedingung zur Züchtung des Neuen Menschen fungieren soll.⁴³⁹

So utopisch Müllers Theorien in Wirklichkeit auch sein mögen, so wahrhaftig und in einer realpolitischen Relevanz verankert erscheinen sie im Fahrwasser des Aktivismus. Das Motiv für Müllers Scheitern - so sei noch einmal darauf hingewiesen - ist letztendlich in dieser Diskrepanz zu verorten. Die Theorie bleibt abstrakt und verharret somit im Ideal der Utopie und kann der Praxis zu keiner Zeit seines Schaffens entsprechen. Müller konstituiert sich als ein Gehetzter, der stets auf die gegenwärtigen und womöglich noch zukünftigen Begebenheiten seiner Zeit nach Antworten sucht. Doch Antworten, die utopisch bleiben, sind

⁴³⁹ Helmes, Günter: Katholischer Bolschewik in der „Schwäbischen Türkei“. Zum politischen Denken Robert Müllers. In: Kreuzer/Helmes (Hg.): Expressionismus-Aktionismus-Exotismus. S.209-211.

keine Antworten, sondern lediglich naive Phantasien und Wahnvorstellungen, die in der Unmöglichkeit ihrer tatsächlichen Umsetzung ad absurdum geführt werden. Die Utopie ist Robert Müller schlussendlich doch nicht genug. Denn im Gegensatz zur eigentlichen Charakteristik einer Utopie - nämlich dass diese utopisch sei - hat die Utopie im Denken Müllers niemals den endgültigen Anspruch des Utopischen, sondern stets jenen der praktischen Umsetzung. Utopie als Konzept heißt für Müller lediglich, dass es noch zu keiner Umsetzung der jeweiligen Absicht gekommen ist. Demnach sind seine Theorien nur solange Utopien, sofern sie in der Theorie verharren. Die Utopie wird zur Tat, wenn Theorie zur Praxis wird. Das Scheitern seiner Gesellschaftsutopie gleicht somit dem Scheitern am Leben selbst. Der Selbstmord ist die unbedingte Konsequenz im Sinne seiner sich eigens auferlegten Vorstellung des Aktivismus und somit die folgerechte und finale Option. Sein lebenslanger Weggefährte Robert Musil bescheinigt Müllers Aktivismus zwar „echt und tief“ gewesen zu sein, jedoch „in der Durchführung kochte oft die Küche statt des Gerichts“⁴⁴⁰. Ein wahrlich treffendes Plädoyer. Eigentlich könnte man damit schließen, gäbe es da nicht aus unverhoffter Ecke, ein noch sehr viel prägnanteres Schlusswort eines Zeitgenossen. So ist es eben nicht Robert Musil, Müllers bester Freund, sondern sein liebster Feind, dem die abschließenden Worte hier gehören sollen. So will ich diese letzten Zeilen nun unkommentiert seinem einstigen *Zwistbruder* Karl Kraus überlassen:

Er ist tatsächlich, so sonderbar das klingt, ein Goi. Aber tüchtig. Es ist niemand anderer als der Prophet, dessen Plan, eine »Isonzobibel« zu fördern, hier jüngst gewürdigt wurde. Vorläufig ist er unser serbischer R. M.-Korrespondent und heißt - also damit man es endlich weiß und die arme Seele selbst eine Ruh hat - Müller. Alle bessern Federn heißen jetzt so. Ein Geriß ist um den Namen. Schlichtheit, Gesundheit, anspruchslose Fröhlichkeit, mit einem Wort Deutschheit, können keine bessere Wahl empfehlen. Man liest Müller und ist beruhigt. Ich bin ein Müller - alle Künstler sind Müller. »Wir sind Frontleute«; aber man hat ihn nach Serbien geschickt, zu beschreiben, nämlich zu organisieren. Ein wackerer Geselle, hei. Spezial-Wanderbursche der Mittagszeitung. Wie sich doch diese deutsche Welt vereinfacht hat, seitdem des Müllers Lust auch das Schreiben ist! ... Aber jetzt, da man es weiß, soll man kein Aufsehen machen, auf das Schlimmste gefaßt sein und mich nicht mehr sekkieren.⁴⁴¹

⁴⁴⁰ Musil, Robert: Robert Müller. S.1133.

⁴⁴¹ Kraus, Karl: Notizen. In: Die Fackel. Nr. 426-430. Juni. (1916). S.43.

8 LITERATURVERZEICHNIS

8.1 PRIMÄRLITERATUR

- de Bougainville, Louis-Antoine: Tahiti und Aoturu (1771). In: Stein, Gerd (Hg.): Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsulanern auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16. Bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Fischer 1984. (Ethnoliterarische Lesebücher 1). S.202-213.
- Frisch, Ephraim: Brief vom 17. Juni 1920 an Robert Müller. In: Reichmann, Eva (Hg.): Robert Müller. Briefe und Verstreutes. Mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz. Hamburg: Igel ²2010. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 13). S.100-101.
- Tucholsky, Kurt: Der Geist von 1914. In: Gerold-Tucholsky, Mary/Raddatz, Fritz (Hg.): Kurt Tucholsky. (1907-1924). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. 1975. (Gesammelte Werke. 1). S.1200-1205.
- Hitler, Adolf: Mein Kampf. München: Zentralverlag der NSDAP 1937.
- May, Karl: Winnetou IV. In: Stein, Gerd (Hg.): Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsulanern auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16. Bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Fischer 1984. (Ethnoliterarische Lesebücher 1). S.120-127.
- Melville, Herman: Die schöne Nymphe Fayaway (1846). In: Stein, Gerd (Hg.): Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsulanern auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16. Bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Fischer 1984. (Ethnoliterarische Lesebücher 1). S.257-259.
- Musil, Robert: Robert Müller. In: Frisé, Adolf (Hg.). Robert Musil. Gesammelte Werke 8. Essays und Reden. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt ²1978. (Robert Musil. Gesammelte Werke 8). S.1131-1137.
- Müller, Robert: Apologie des Krieges. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.): Kritische Schriften I. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S.45-49.
- Müller, Robert: Austrophile Österreicher. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang herausgegeben von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.145-150.
- Müller, Robert: Bolschewik und Gentleman. In: Magill, Daniela/Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller (Doppelband). Irmelin Rose. Bolschewik und Gentleman. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 6). S.157-208.
- Müller, Robert: Brief vom 26 Mai 1910 an Erwin Müller. In: Reichmann, Eva (Hg.): Robert Müller. Briefe und Verstreutes. Mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz. Hamburg: Igel ²2010. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 13). S.17-27.

- Müller, Robert: Brief vom 8. Mai. 1922 an Franz Karl Ginzkey. In: Reichmann, Eva (Hg.): Robert Müller. Briefe und Verstreutes. Mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz herausgegeben von Eva Reichmann. Hamburg: Igel ²2010. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 13). S.79-83.
- Müller, Robert: Brief vom 26. Mai.1920 an Hermann Bahr. In: Reichmann, Eva (Hg.): Robert Müller. Briefe und Verstreutes. Mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz. Hamburg: Igel ²2010. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 13). S.72-76.
- Müller, Robert: Brief vom 26. Feber 1915 an Ludwig v. Ficker. In: Reichmann, Eva (Hg.): Robert Müller. Briefe und Verstreutes. Mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz. Hamburg: Igel ²2010. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 13). S.66.
- Müller, Robert: Brief vom 30. Juni 1920 an Ephraim Frisch. In: Reichmann, Eva (Hg.): Robert Müller. Briefe und Verstreutes. Mit einer unveröffentlichten Gedenkrede auf Robert Müller von Albert Paris Gütersloh. In Zusammenarbeit mit Thomas Schwarz. Hamburg: Igel ²2010. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 13). S.101.
- Müller, Robert: Daimlerpolitik. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang herausgegeben von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.71-75.
- Müller, Robert: Das Drama Karl Mays. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.):Kritische Schriften I. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S.13-19.
- Müller, Robert. Das Inselmädchen. Mit einem Nachwort und herausgegeben von Wolfgang Reif. Paderborn: Igel 1994. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 8).
- Müller, Robert: Demokratischer Verfolgungswahn. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S. 283-285.
- Müller, Robert: Der Bürger, der Kommunist und der Geistige. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.280-283.
- Müller, Robert: Der deutsche Kurs. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.141-145.
- Müller, Robert: Der Kolonialmensch als Romantiker und Sozialist. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.338-344.
- Müller, Robert: Der Roman des Amerikanismus. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.):Kritische Schriften I. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S.73-76.

- Müller, Robert: Deutschland und der Mensch. In: Köster, Thomas (Hg.): Robert, Müller. Kritische Schriften III. Mit einem Anhang von Thomas Köster. Paderborn: Igel 1996 (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 12). S.11-19.
- Müller, Robert: Die Politiker des Geistes. Sieben Situation. Mit einem Nachwort und von Thomas Köster. Paderborn: Igel 1994. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 9).
- Müller, Robert: Die Politisierung Österreichs. In: Köster, Thomas (Hg.): Robert, Müller. Kritische Schriften III. Mit einem Anhang von Thomas Köster. Paderborn: Igel 1996 (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 12). S.171-183.
- Müller, Robert: Ein Leutnant. In: Müller, Robert: Rassen, Städte, Physiognomien. Kulturhistorische Aspekte. Mit einer Einführung und herausgegeben von Stephanie Heckner. Paderborn: Igel 1992. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 4). S.198-217.
- Müller, Robert: Europäische Wege. Im Kampf um den Typus. In: Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller: Gesammelte Essays. Mit einem Nachwort von Hans Heinz Hahnl. Hamburg: Igel ²2011. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 11). S.195-293.
- Müller, Robert: Frontleute. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.):Kritische Schriften I. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S. 205-208.
- Müller, Robert: Im Kampf um den Typus. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.100-105.
- Müller, Robert: Karl Kraus oder der Dalai Lama, der dunkle Priester. Eine Nervenabtötung. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.):Kritische Schriften I. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S.137-170.
- Müller, Robert: Macht. Psychopolitische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges. In: Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller: Gesammelte Essays. Mit einem Nachwort von Hans Heinz Hahnl. Hamburg: Igel ²2011. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 11). S.85-142.
- Müller, Robert: Nachruf auf May. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.): Kritische Schriften I. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S.34-36.
- Müller, Robert: Noch immer Gefahren!. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.232-235.
- Müller, Robert: Ordnung und Ordnung. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.36-38.
- Müller, Robert: Skandinavien. In: Helmes, Günter/Berners, Jürgen (Hg.):Kritische Schriften I. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 7). S.19-25.

- Müller, Robert: Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs. Hg. von Günter Helmes. Hamburg: Igel ³2010 (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 1).
- Müller, Robert: Vorschub der Reaktion? In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.239-240.
- Müller, Robert: Völkerfrühling. In: Fischer, Ernst (Hg.): Robert Müller. Kritische Schriften II. Mit einem Anhang von Ernst Fischer. Paderborn: Igel 1995. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 10). S.54-59.
- Müller, Robert. Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller. Gesammelte Essays. Mit einem Nachwort von Hans Heinz Hahnl. Hamburg: Igel ²2011. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 11). S.7-83.
- Müller, Robert: Österreich und der Mensch. Eine Mythik des Donau-Alpenmenschen In: Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller: Gesammelte Essays. Mit einem Nachwort von Hans Heinz Hahnl. Hamburg: Igel ²2011. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 11). S.143-194.
- Musil, Robert: Wie hilft man Dichtern? (1923). In: Frisé, Adolf (Hg.): Essays und Reden. Hamburg: Rowohlt ²1981. (Robert Musil. Gesammelte Werke 8). S.1112-1116.
- Musil, Martha: Brief vom 30.August 1924 an Arne Laurin. In: Frisé, Adolf (Hg.): Robert Musil. Briefe 1901-1942. Unter Mithilfe von Murray G. Hall. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1981. S.355-356.
- Musil, Robert. Brief vom 31. August 1924 an Arne Laurin. In: Frisé, Adolf (Hg.): Robert Musil. Briefe 1901-1942. Unter Mithilfe von Murray G. Hall. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1981. S.356.
- Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues. Berlin: Propyläen-Verlag 1928.
- Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi. Rez. zu Robert Müller „Bolschewik und Gentleman“ (1920). In: Die Neue Rundschau 31, Berlin 1920. In: Kreuzer, Helmut/Helmes, Günter (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. Studien zum literarischen Werk Robert Müllers. (1887-1924). Mit zeitgenössischen Rezeptionsdokumenten und einer Bibliographie. Paderborn: Igel ²1989. (Literatur- und Medienwissenschaft 1). S.287.288.
- Rousseau, Jean-Jacques: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter Menschen. Hg. von Philipp Rippel. Stuttgart: Reclam 2010.
- Rutra, Arthur Ernst: Zum Andenken an Robert Müller. Pionier und Kamerad. In: die Literarische Welt, Nr. 34, 26.9.1927, S.1. In: Kreuzer, Helmut/Helmes, Günter (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. Studien zum literarischen Werk Robert Müllers. (1887-1924). Mit zeitgenössischen Rezeptionsdokumenten und einer Bibliographie. Paderborn: Igel ²1989. (Literatur- und Medienwissenschaft 1).
- Shaw, Bernard Georg: Common Sense About the War. In: Current History of the European War. Vol.1-No.1. What Men of Letters Say. The New York Times Company 1915.

Trakl, Georg: In den Nachmittag geflüstert. Gedichte 1904-1914. Wiesbaden: marixverlag, 2009.

8.2 SEKUNDÄRLITERATUR

Bitterli, Urs: Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnungen. München: C.H. Beck München ³2004.

Boyer, John: Karl Lueger (1844-1910). Christsoziale Politik als Beruf. Eine Biografie. Wien: Böhlau 2010.

D’Idler, Martin: Die Modernisierung der Utopie: Vom Wandel des Neuen Menschen in der politischen Utopie der Neuzeit. Münster: LIT Verlag 2007.

Dietrich, Stephan: Poetik der Paradoxie. Zu Robert Müllers fiktionaler Prosa. Siegen: Carl Bösch Verlag 1997.

Dreyer, Michael: „Lebhafter Widerspruch rechts“. Die Weimarer Nationalversammlung als Rednertribüne. Reden von Friedrich Ebert, Wilhelm Pfannkuch und Hugo Preuß. In: Ulbricht, Justus (Hg.): Weimar 1919. Chancen einer Republik. Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2009. S.113-140.

Fischer, Ernst: ein doppelt versuchtes Leben: Der Verlagsdirektor Robert Müller [und der Roman „Flibustier“] In: Kreuzer, Helmut/Helmes, Günter (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. Studien zum literarischen Werk Robert Müllers. (1887-1924). Mit zeitgenössischen Rezeptionsdokumenten und einer Bibliographie. Paderborn: Igel ²1989. (Literatur- und Medienwissenschaft 1). S.217-251.

Gisi, Lucas Marco: Die Biologisierung der Utopie als Apokalypse. Der neue Mensch in Robert Müllers Tropen. In: Utopien und Apokalypse in der Moderne. Sorg, Reto/Würffel, Stefan (Hg.). München: Wilhelm Fink Verlag 2010. S.215-228.

Gottwald, Herwig: Spuren des Mythos in moderner deutschsprachiger Literatur. Theoretische Modelle und Fallstudien. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.

Hahnl, Hans Heinz: Annäherung an den Romancier Robert Müller. In: Müller, Robert: Der Barbar. Mit einem Nachwort von Hans Heinz Hahnl. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 5). S.125-141.

Hahnl, Hans Heinz: Atlantische Verlockungen (Nachwort). In: Schardt, Michael (Hg.): Robert Müller: Gesammelte Essays. Mit einem Nachwort von Hans Heinz Hahnl. Hamburg: Igel ²2011. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 11). S.294-307.

Hausschild, Joachim: Utopien von Wahrheit und Licht. In: Art. Das Kunstmagazin. <http://www.artmagazin.de/div/heftarchiv/1994/8/EGOWTEGOTTRPHPOGWTRORWP/Utopien-von-Wahrheit-und-Licht> (Zugriff: 28.08.2012).

Heckner, Stephanie: Die Tropen als Tropus. Zur Dichtungstheorie Robert Müllers. Wien/Köln: Böhlau 1991. (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 21).

Heckner, Stephanie: Eine Einführung. In: Müller, Robert: Rassen, Städte, Physiognomien. Kulturhistorische Aspekte. Mit einer Einführung und herausgegeben von Stephanie

- Heckner. Paderborn: Igel 1992. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 4). S.7-20.
- Helmes, Günter: Katholischer Bolschewik in der „Schwäbischen Türkei“. Zum politischen Denken Robert Müllers. In: Kreuzer, Helmut/Helmes, Günter (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. Studien zum literarischen Werk Robert Müllers. (1887-1924). Mit zeitgenössischen Rezeptionsdokumenten und einer Bibliographie. Paderborn: Igel ²1989. (Literatur- und Medienwissenschaft 1). S.178-216.
- Helmes, Günter: Robert Müller. Themen und Tendenzen seiner publizistischen Schriften. Mit Exkursen zur Biografie und zur Interpretation der fiktionalen Texte. Hamburg: Igel ²2011.
- Hofheinz; Marco: Der neue Mensch. Zur Renaissance der Apokalyptik in der aktuellen biomedizinischen Debatte. In: Schipper, Bernd/Plasger, Georg (Hg.) Apokalyptik und kein Ende? Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007. S.169-189.
- Horn, Eva: Krieg und Krise. Zur anthropologischen Figur des Ersten Weltkriegs. In: Gerhart von Graevenitz (Hg.): Konzepte der Moderne. Weimar: Metzler 1999. S.633-655.
- Hoßfeld, Uwe: Geschichte der biologischen Anthropologie in Deutschland. Von den Anfängen bis in die Nachkriegszeit. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2005. (Die Wissenschaftskultur um 1900 2)
- Hubenstorf, Michael: Vorwort. In: Baader, Gerhard/Hofer, Veronika/Mayer Thomas (Hg.): Eugenik in Österreich - Biopolitische Strukturen von 1900-1945. Wien: Czernin Verlag 2007. S.7-13
- Hupfeld, Tanja: Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. Bis 18. Jahrhunderts. Göttingen: Universitätsverlag 2007.
- Kiefer, Klaus: Diskurswandel im Werk Carl Einsteins. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der europäischen Avantgarde. Tübingen: Niemeyer 1994.
- Kraus, Karl: In: Aus der Sudelküche. In: Die Fackel: Nr. 561-567 März. (1921).
- Kraus, Karl: Notizen. In: Die Fackel. Nr. 426-430. Juni. (1916).
- Kreuzer, Helmut/Helmes, Günter (Hg.): Expressionismus-Aktivismus-Exotismus. Studien zum literarischen Werk Robert Müllers. (1887-1924). Mit zeitgenössischen Rezeptionsdokumenten und einer Bibliographie. Paderborn: Igel ²1989. (Literatur- und Medienwissenschaft 1).
- Köster, Thomas: Kommentar. In: Robert, Müller. Kritische Schriften III. Mit einem Anhang und herausgegeben von Thomas Köster. Paderborn: Igel 1996 (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 12). S.234-281.
- Liederer, Christian: Der Mensch und seine Realität. Anthropologie und Wirklichkeit im poetischen Werk des Expressionisten Robert Müller. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 25).
- Lindner, Ulrike: Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880-1914. Frankfurt am Main: Campus Verlag. 2011.

- Löchte, Anne: Johann Gottfried Herder: Kulturtheorie und Humanitätsidee der Ideen, Humanitätsbriefe und Adrastea. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005.
- Mayer, Thomas: Eugenische Netzwerke im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Wecker, Regina/Braunschweig, Sabine u.a. (Hg.). Wie nationalsozialistisch ist die Eugenik? Internationale Debatten zur Geschichte der Eugenik im 20. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2009. S.219-232.
- Mayer, Thomas: Familie, Rasse und Genetik. Deutschnationale Eugeniken im Österreich der Zwischenkriegszeit. In: Baader, Gerhard/Hofer, Veronika/Mayer Thomas (Hg.): Eugenik in Österreich - Biopolitische Strukturen von 1900-1945. Wien: Czernin Verlag 2007. S.162-183.
- Müller Robert. Schriftsteller. In: ÖBL 1815-1950, Bd. 6 (Lfg 30, 1975), S. 426. Oder: <http://www.biographien.ac.at> (07.12.2012.).
- Pflaum, Bettina: Politischer Expressionismus. Aktivismus im fiktionalen Werk Robert Müllers. Hamburg: Igel 2008.
- Rattner, Josef/Danzer, Gerhard (Hg.): Politik und Psychoanalyse: Plädoyer für sein Leben in Freiheit, Vernunft und Frieden. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.
- Schardt, Michael: Nachwort. In: Magill, Daniela/Schardt, Michael (Hg.) Robert Müller (Doppelband). Irmelin Rose. Bolschewik und Gentleman. Paderborn: Igel 1993. (Werkausgabe in Einzelbänden / Robert Müller 6). S.209-215.
- Schwarz, Thomas. Robert Müllers Tropen. Ein Reiseführer in den imperialen Exotismus. Heidelberg: Synchron 2006.
- Shaw, Bernard Georg: Common Sense About the War. In: Current History of the European War. Vol.1-No.1. What Men of Letters Say. The New York Times Company 1915.
- Stein, Gerd: Vorwort. In: Stein, Gerd (Hg.): Die edlen Wilden. Die Verklärung von Indianern, Negern und Südseeinsulanern auf dem Hintergrund der kolonialen Greuel. Vom 16. Bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Fischer 1984. (Ethnoliterarische Lesebücher 1). S.9-25.
- Wiegand, Kurt.: Einleitung: Rousseaus negative Historik von Kurt Weigand. In: Rousseau, Jean-Jaques: Schriften zur Kulturkritik. „Über Kunst und Wissenschaft“ 1750. „Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“ (1755). Hg. von Kurt Weigand. Hamburg: Felix Meiner Verlag ⁵1995. (Philosophische Bibliothek 243). S.VIII-LXXIX.
- Wolf, Maria: Eugenische Vernunft: Eingriffe in die reproduktive Kultur durch die Medizin 1900-2000. Anm. 40. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau 2008.

9 ANHANG

9.1 ABSTRACT

Robert Müllers gesellschaftspolitische Diskurse lassen sich chronologisch anhand der zeitgenössischen Debatten ab 1912 bis zu seinem Tod 1924 annähernd nachvollziehen. Von der Monarchie hin zur Ersten Republik erstrecken sich Müllers Theorien stets als aktivistischer Akt einer ständigen Suche nach der *idée fixe*. Dabei sind es jedoch nicht ausschließlich realpolitische Umstände, die ihn immer wieder zum Umdenken und Revidieren seiner Thesen zwingen, sondern Diskurse, die weit länger im anthropologischen Verständnis einer tradierten Gesellschaft verankert sind. Diese Arbeit hat es sich zur Aufgabe gemacht einen umfassenden Überblick der gesellschaftspolitischen Theorienbildung Müllers anhand bestimmter Eckpfeiler nachzugehen. Mittels ausgewählter Essays (*Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger?*, *Bolschewik und Gentleman*, etc.) Romane (*Tropen*), Novellen (*Das Inselmädchen*) und kritischer Schriften (*Europäische Wege*, *Austrophile Österreicher*, *Apologie des Krieges*, etc.) versucht die vorliegende Arbeit einen kritischen Blick auf das gesellschaftstheoretische Gesamtwerk Müllers zu leisten. Insbesondere soll auch ein Augenmerk auf Müllers Konzeption des Neuen Menschen - zunächst als ein unmittelbares Ergebnis des Ersten Weltkrieges und schlussendlich als eine biologisierte Utopie - gerichtet werden. Dabei geht es darum, Antworten auf Fragen zu finden, die bis heute in der Müller-Forschung teilweise kontrovers diskutiert werden. Hierzu gehört sicherlich Müllers ambivalentes Verhältnis zum Faschismus und sein immer wieder mehr als nur latent vorhandener Antisemitismus. Darüber hinaus sollen auch Exkurse gewagt werden, die sich mit den Fragen des edlen Wilden (*Tropen*) und der Eugenik beschäftigen. Vor allem Letzteres ist dahingehend von besonderem Interesse, da in Müllers Hybridisierungsphantasien immer wieder zeitgenössische Diskurse eugenischen Gedankenguts ihren Niederschlag finden. Im Zusammenhang mit der Konzeption des edlen Wilden scheint es ebenso erforderlich, sich der Frage zu stellen, inwiefern Müllers Vorstellungen diesbezüglich mit jenen seines großen Idols Karl May kohärieren (Mit Exkurs der Darstellung des edlen Wilden in den Reiseberichten ab dem 18. Jahrhundert). Schließlich hat dieser mit seinem Protagonisten Winnetou den Prototypen des edlen Wilden hervorgebracht.

Die vorliegende Arbeit versucht nicht nur aktuelle Untersuchungsergebnisse der Müller-Forschung zu präsentieren, sondern sie erhebt auch den Anspruch anhand privater Briefwechsel und Kommentare zeitgenössischer Weggefährten (Robert Musil, Arthur Ernst

Rutra, etc.) sowie Antagonisten (Karl Kraus) die nicht immer ganz durchschaubare Biografie dieses „Zerstörer[s] der Vernunft“⁴⁴² aufzudröseln. Ziel ist es, aus all diesen Quellen schlussendlich ein Destillat aufzufangen, das Müller als den Theoretiker einer Idee zeichnet, welcher der Neue Mensch als Typus vorangehen soll: die „Mischung als Idee.“⁴⁴³

⁴⁴² Heckner: Tropen als Tropus. S.18. Heckner bezieht sich hier auf Günter Helmes, der Müller in seiner Arbeit „Robert Müller. Themen und Tendenzen seiner publizistischen Schriften“ in Verbindung mit dem Topos der „Zerstörung der Vernunft“ bringt.

⁴⁴³ Müller, Robert: Was erwartet Österreich von seinem jungen Thronfolger? In: Schardt (Hg.): Gesammelte Essays: S.29.

9.2 LEBENSLAUF

Angaben zur Person

Name: Philipp David Köstenberger
Geburtsdatum: 24.02.1988
Wohnort: 1170 Wien

Ausbildung

1995-2000 Volksschule St.Martin, 9560 Feldkirchen
2000-2007 Bundesrealgymnasium Feldkirchen
2007 Matura
Seit SS 2008 Diplom Studium *Deutsche Philologie*

Berufserfahrung

2006 Kindergartenpraktikum St. Martin
2008-2011 Behindertenassistenz (Wiener Assistenzgenossenschaft)
2010 Praktikum Arcana Festival St. Gallen/ Gesäuse.
Festival der Neuen Musik. Intendant Dr. Peter Oswald
2011-2012 Redaktionelle Tätigkeiten / Magazin / Online
2012 Praktikum *Wiener Zeitung*